

WAS IST HOMOSEXUALITÄT?

FORSCHUNGSGESCHICHTE,
GESELLSCHAFTLICHE ENTWICKLUNGEN
UND PERSPEKTIVEN

*HERAUSGEGEBEN VON
FLORIAN MILDENBERGER, JENNIFER EVENS,
RÜDIGER LAUTMANN & JAKOB PASTÖTTER*

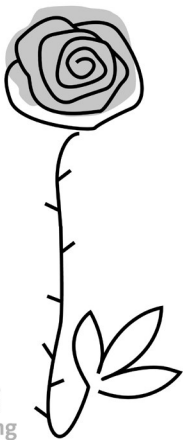
Männerschwarm Verlag
Hamburg 2014

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

network
GAY LEADERSHIP



hms hannchen-mehrzweck-stiftung
die schwul-lesbische stiftung



Dieses Buch wurde gefördert von der Hannchen-Mehrzweck-Stiftung, der Homosexuellen Selbsthilfe e.V., Network e.V. und der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Florian Mildenerger, Jennifer Evens, Rüdiger Lautmann & Jakob Pastötter (Hg.): Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven

© Männerschwarm Verlag, Hamburg 2014

Umschlaggestaltung: Carsten Kudlik, Bremen,
Druck: I????????????????????st
1. Auflage 2014
ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-86300-163-6
ISBN der Ebook-Ausgabe: 978-3-86300-175-9

Männerschwarm Verlag
Lange Reihe 102 - 20099 Hamburg
www.maennerschwarm.de

INHALT

Was ist Homosexualität?	7
<i>Franz X. Eder</i> : Was ist Homosexualität? Homo- und andere gleichgeschlechtliche Sexualitäten in Geschichte und Gegenwart	17
<i>Sylvia Mieszkowski</i> : Was war und ist «Homosexualitätsforschung»?	41
<i>Heiko Stoff</i> : Heterosexualität	73
<i>Gert Hekma</i> : Sodomie – Unmännlichkeit – Knabenliebe Male same-sexual practices and identifications in occidental societies	113
<i>Thomas K. Gugler</i> : Okzidentale Homonormativität und nichtwestliche Kulturen	141
<i>Katie Sutton</i> : From Sexual Inversion to Trans*	181
<i>Volker Woltersdorff</i> : Homosexualitätsforschung und Queerstudien	205
<i>Kirsten Leng</i> : Gender Studies and (Homo)Sexuality	241
<i>Laurie Marhoefer</i> : Homosexuality and Theories of Culture	255
<i>Lukas Engelmann</i> : Homosexualität und AIDS	271
<i>Jane Freeland</i> : Homosexuality and the Science of History in Anglo-american Perspective	305
<i>Jacqueline Davies & Udo Schuklenk</i> : Homosexuality and Philosophy	319
<i>Heinz J. Vofß</i> : Homosexualität in den Naturwissenschaften	345

<i>Udo Rauchfleisch: Homosexualität und Psychologie / Psychoanalyse</i>	375
<i>Thorsten Benkel: Stigma, Sex und Subkultur.</i>	391
<i>Wolfgang von Wangenheim: Homosexualität und Kunstgeschichte</i>	427
<i>Eva Rieger: Homosexualität im Spiegel der Musikwissenschaft</i>	441
<i>Manfred Herzer: Homosexualität und die Ethnografie des Alltags</i>	451
<i>Dominic J. T. Frohn: Homosexualität in Arbeit und Wirtschaft</i>	477
<i>Martin Lücke: Vom «Normalkinde» zu einer Sexualpädagogik der Vielfalt</i>	513
<i>Peter Rehberg & Bradley Boovey: Schwule Medien nach 1945</i>	529
Register	557
Über die AutorInnen & HerausgeberInnen	

WAS IST HOMOSEXUALITÄT?

Vor zwanzig Jahren hätte eine solche Frage vermutlich einige Überraschung ausgelöst, doch die Antwort wäre sehr einfach gewesen: Das Gegenteil von Heterosexualität. Nicht-Normal. Pervers. Es gab so etwas wie sexuelle Normen, die innerhalb der westlichen Welt akzeptiert waren, auch wenn sie in einigen wenigen Zirkeln bereits kritisch hinterfragt wurden. Selbst von den emanzipatorischen Schwulen- und Lesbengruppen wurden die Normen der so genannten «Zwangsheterosexualität» als für die Selbstinszenierung sinnvoll empfunden. Sie gaben Halt. Und umgekehrt stabilisierte eine fest umrissene Homosexualität das Konstrukt einer Heterosexualität, ja hatte es erst hervorgebracht. Beide bedingten einander. So ist auch zu fragen, ob eine Dekonstruktion der Homosexualität nicht zwangsläufig zu einer Beseitigung der Heterosexualität führt. Umreißt man mit einem Sammelband die Ambivalenz, Geschichte, Gegenwart und Zukunft von Homosexualität, so ist das Ergebnis heute weit weniger eindeutig. Die Abgrenzungen sind verschwommener, neue Begrifflichkeiten hinzugetreten. Aber wenn die Homosexualität sich auflöst, was geschieht dann mit der Heterosexualität? Welche Bedeutung kommt dann eingeführten und kaum mehr hinterfragten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu? Was bedeutet es, wenn die sexuellen Rollen nicht mehr eindeutig sind, Begriffe zu Worthülsen werden? Wer hinterfragt was und zu welchem Zweck?

Wissenschaft ist immer sexualisiert. Wer Wissenschaft betreibt, egal welchem biologischen oder sozialen Geschlecht sich die Person zugehörig fühlt, Sexualität spielt immer eine Rolle. Über Jahrhunderte wurde dabei zunächst suggeriert, Wissenschaft sei männlich, weil fast ausschließlich Männer als Gelehrte tätig waren. Es geht also um «Gender», nicht (nur) um «Sex».

Diese Situation änderte sich in der westlichen Hemisphäre im 19. Jahrhundert. Ungewollt beförderte der Streit um die weibliche Emanzipation auch die Diskussionen um sexuelle Verhaltensweisen. Mancher Universitätsprofessor fürchtete die «Vermännlichung» der Frau durch die Emanzipation und zugleich die «Verweiblichung» der Männer, wenn sie im Berufsleben von Frauen umgeben wären. Vermännlichung und Verweiblichung aber standen auch für jeweils unmännliche oder unweibliche Praktiken, ausgedrückt durch das sexuelle Be-

- Westphal, Carl Friedrich Otto (1869): Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, hg. v. Dr. L. Meyer und Dr. C. Westphal 2.1 (1869), S. 73-108.
- Wilton, Tamsin (1995): Lesbian Studies. Setting an Agenda. London, New York
- Wolff, Charlotte (1971): Love Between Women. London
- Woods, Gregory (1999): A History of Gay Literature. The Male Tradition. New Haven
- Zimmerman, Bonnie / McNaron, Tonie A. H. (Hg.) (1996): New Lesbian Studies. Into the Twenty-First Century. New York
- Zur Nieden, Susanne (2005): Erbbiologische Forschungen zur Homosexualität an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie während der Jahre des Nationalsozialismus. Zur Geschichte von Theo Lang, Berlin

HEIKO STOFF

HETEROSEXUALITÄT

ABSTRACT

The term «heterosexuality» was coined in the 1890s sexualpathological discourse to differentiate a «homosexual» from a «normal» sex drive. According to the psychiatrist Albert Moll hetero- and homosexuality were interconnected, but homosexuality was a mere inversion of a normal sex drive: homosexual men love men just because they are themselves in a certain way female, and homosexual women love women just because they are in a certain way male. Moll did not refer to a hierarchical relation between heterosexuality and homosexuality but defined them both as a normal or inverted desire of men and women. He thereby constituted a system of continuity between hetero- and homosexuality: more or less male or female men and women desired more or less male or female men and women. The sex drive was independent from procreation, but dependent from a concept of binary sexes, which was preserved and expressed in Magnus Hirschfeld's theory of «sexual intermediate stages». This concept of heterosexuality proved itself highly influential in the early 20th century, but it also was in competition with evolutionary concepts, the psychoanalytical theory of mature heterogenital sexuality and ideal sexual constitution types. Both gender roles and sex categories thereby were always contested, problematic and in crisis. In this regard the sexological concept of heterosexuality was in close relation with the problematization of sex, gender and sexuality in the first third of the 20th century. In this context marriage was no longer seen as a hierarchical community for procreation, but as a comradeship of sexual desire and romantic love. The concept of heterosexuality played a major role in establishing a consumerist sexual economy. The cultural mobilization of an ideal of marriage, notably in the post war years, coexisted with the sexual training of partner relationship. Since the 1950s a heterosexualized popular culture approved and strengthened a new sexual morality emancipated from the dogma of reproduction. Feminist critique of the last third of the 20th century in coining new concepts like «heterosexism», «heteronormativity» or «compulsory heterosexuality» referred to both: to this cultural heterosexualization and to the «coital imperative». A concept which initially enabled a reform of gender and sexual relations finally gained the status of a negative category of power relations.

Der Begriff «Heterosexualität» wurde seit den 1890er Jahren im sexualpathologischen Diskurs verwendet, um einen «homosexuellen» von einem als «normal» bezeichneten Trieb zu unterscheiden. Folgenreich wurden die Adjektive «normal» und «heterosexuell» als «normal heterosexuell» verbunden. Hetero- und Homosexualität, darauf verwies der Psychiater Albert Moll 1891 in seiner Schrift zur «conträren Sexualempfindung», waren aufeinander bezogen, Homosexualität allerdings eine Inversion des normalen Geschlechtstriebes: Homosexuelle Männer liebten Männer, weil sie selbst auf bestimmte Weise weiblich seien, und homosexuelle Frauen liebten Frauen, weil sie selbst auf bestimmte Weise männlich seien. Indem Moll aber Homosexualität und Heterosexualität nicht hierarchisch als unterschiedliche Entwicklungsstadien, sondern gleichermaßen als normales oder invertiertes Begehren eines Mannes oder einer Frau definierte, konstituierte er zugleich eine Ordnung, die ein Kontinuum von Homo- und Heterosexualität denkbar machte: Mehr oder weniger männliche oder weibliche Männer und Frauen liebten mehr oder weniger männliche und weibliche Frauen und Männer. Der Geschlechtstrieb war unabhängig von der Fortpflanzung, aber gebunden an eine in der Inversionstrophe ausgedrückte binäre Ordnung der Geschlechter, die konsequent in Magnus Hirschfelds Zwischenstufenlehre zugleich bewahrt und überwunden wurde. Dieses Konzept der Heterosexualität spielte in der Sexualwissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle, stand aber immer auch in Konkurrenz zu evolutionistischen Vorstellungen der höchsten heterosexuellen Differenzierung, einer psychoanalytischen Lehre erwachsener heterogenitaler Sexualität oder einer Konstitutionslehre der abweichenden homosexuellen Identität. Bemerkenswert ist dabei, dass sowohl Geschlechterrollen und -kategorien als auch sexuelle Orientierung immer umstritten und krisenhaft waren.

Das sexologische Konzept der Heterosexualität stand in enger Beziehung zur Problematisierung der Geschlechter und der Geschlechtsliebe im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts; es reüssierte als Reformprojekt einer neuen Geschlechterordnung und kameradschaftlicher Beziehungen zwischen Mann und Frau. Heterosexualität meinte immer auch die angeleitete Neuverfassung der Geschlechterbeziehungen, bei der die Ehe keine hierarchische Fortpflanzungs-, sondern eine auf romantischer Liebe beruhende konsensuelle Lustgemeinschaft sein sollte. Dem Konzept der Heterosexualität – die Historiker Lawrence Birken und Jonathan Katz haben darauf hingewiesen – kommt eine bedeutungsvolle Rolle beim Entstehen einer das Begehren privilegierenden konsumistischen Sexualökonomie zu (Birken 1988; Katz 1995). Die kulturelle Mobilisierung eines Eheideals koexistierte in den transatlantischen Nachkriegsgesellschaften mit der Einübung in Paarbeziehungen und beidseitig befriedigende Sexualpraktiken. Alfred C. Kinseys Statistiken über die Vielfalt sexueller Orientierungen

und Praktiken sowie eine in den 1950er und 1960er Jahren heterosexualisierte Populärkultur bestätigten und verstärkten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine vom Dogma der Fortpflanzung abgekoppelte Sexualmoral. Jene feministische Kritik, die vor allem in den 1980er und 1990er Jahren Begriffe wie Zwangsheterosexualität, Heterosexismus und Heteronormativität prägte, bezog sich gleichermaßen auf die kulturelle Heterosexualisierung in den 1950er Jahren und die im sexologischen Diskurs keineswegs intendierte, aber in der Psychoanalyse eingeforderte Penetrationslogik (zur «compulsory heterosexuality» maßgeblich: Rich 1980; Wittig 1980; Jeffries 1991). Heterosexualität war in diesem Sinne vor allem auch konstitutives Moment einer naturalisierten Sozialstruktur, die auf institutionelle Weise mannweibliche Partnerschaft förderte und bevorzugte, gleichgeschlechtliche Beziehungen aber abwertete und benachteiligte. Der die Variationen und Mischformen der sexuellen Orientierung theoretisierende und eine Reform der Geschlechter- und Sexualbeziehungen konstituierende Begriff der Heterosexualität wurde zu einer Negativkategorie ausschließender und hierarchischer Machtbeziehungen.

Die Heterosexualität umfasst dabei teils genealogisch abfolgende, teils langdauernde und durchaus auch widersprüchliche sowie interdiskursive Prozesse:

1. Die «Norm der Inversionstrophe» war das Fundament, das den Binarismus von Homo- und Heterosexualität konstituierte und gleichzeitig wieder aufhob und flexibilisierte.
2. Die stabile Geschlechterordnung, die Ende des 19. Jahrhunderts normale Heterosexualität garantieren sollte, war immer schon prekär.
3. Heterosexualität ist eine kulturelle Praxis, die dauerhaft eingeübt wird, um intime Beziehungen zwischen Männern und Frauen zu ermöglichen.
4. Skalen der sexuellen Orientierung basieren auf einer grundsätzlichen Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität und tendieren doch zur Ausdifferenzierung und Auflösung der eigenen Grundlagen, einem Kontinuum der Triebe. Sexualität wurde in den transatlantischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert zunehmend individualisiert, demokratisiert, liberalisiert und konsumiert.
5. Der Begriff «Heterosexualität» wandelte sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts von einem Element einer flexiblen Taxonomie des Begehrens und einem Reformprojekt mannweiblicher Beziehungen in ein negatives Konzept der Institutionalisierung von Heteronormativität. Eine «heterosexuelle Identität» stellt entsprechend kein Ideal dar und ist notwendigerweise selbstreflexiv.
6. Heterosexualität ist ein politisches Konzept, das nicht lebenswissenschaftlich ausgedeutet, sondern historisiert werden sollte; es kann nicht außerhalb einer

historischen Zeit (1869 bis heute) und einer historischen Situierung (transatlantische Gesellschaften, Kolonialisierung als Heterosexualisierung) analysiert werden.

DIE INVERSIONSTROPE (1869-1920ER JAHRE)

Nachdem der österreichisch-ungarische Schriftsteller Karl Maria Benkert unter dem Pseudonym Karl Maria Kertbeny 1869 erstmalig den Ausdruck «heterosexuell» verwendet hatte, um damit eine ebenso normale wie exzessive mannweibliche Erotik vom gleichgeschlechtlichen Begehren der «Homosexualität» abzugrenzen, brauchte es weitere zwanzig Jahre bis der Begriff Eingang in die psychiatrisch orientierte sexualpathologische Nomenklatur fand (Katz 1995: 52-54). Heterosexualität und Homosexualität bilden dabei ein reziprok aufeinander bezogenes Paar von Gegenwörtern und stellen eine Grundkategorie für einen menschlichen Sexualtrieb, eine sexuelle Objektwahl und sexuelle Orientierung dar. Ob es eine homo- oder heterosexuelle Identität gebe, die Persönlichkeit, Charakter und körperliche Gestalt umfasse, war hingegen immer umstritten. Für den Psychiater Richard von Krafft-Ebing, der als erster Kertbenys Wortschöpfung aufgegriffen hatte, bezeichnete «heterosexuell» in der vierten Auflage seiner «Psychopathia sexualis» aus dem Jahr 1889 einen Aspekt normaler, d.h. auf das andere Geschlecht gerichteter Sexualität, der sich als Fetischismus, aber uninteressiert an Fortpflanzung zeige, bevor er ihn in den weiteren Auflagen als Antonym von «conträrsexuell» zu einer Grundkategorie pathologischer Sexualität insgesamt machte (Katz 1995: 21-32). Während im sexualpathologischen Diskurs Homosexualität ätiologisch als hereditäre Degeneration oder Entwicklungsstörung bestimmt wurde, diente die Kategorie «Heterosexualität» insbesondere bei dem Psychiater Albert Moll¹ dazu, «normale Verhältnisse» und einen «normalen Trieb» zu konstatieren. Homosexualität war überhaupt nur in Bezug auf eine normale Entwicklung, deren Charakteristik sich allerdings im Begehren eines anderen Geschlechts erschöpfte, erklärbar (Moll 1891: 4; Sigusch 2012). Indem Krafft-Ebing und Moll Homo- und Heterosexualität gleichermaßen ausschließlich als Geschlechtstrieb definierten, war es ihnen auch möglich, die «conträre Sexualempfindung» als eine bloß anders geartete Wahl eines Sexualobjekts zu verstehen. Bei den Laien sei sie Laster, so Krafft-Ebing, bei den Juristen Verbrechen. Von den Kranken, als die Krafft-Ebing männerliebende Männer noch bis 1900 verstand, werde sie zwar als eine Anomalie

¹ Dem zu Unrecht wenig gewürdigten Moll widmete sich im April 2012 ein Sonderheft der Zeitschrift «Medical History».

anerkannt, «aber auf Grund einer Laune der Natur und ebenso berechtigt wie die normale (heterosexuale) Liebe» (Krafft-Ebing 1894: 235). Mit dieser Zeugnisaussage der Betroffenen rückte Krafft-Ebing auf achtsame Weise Homosexualität in die Nähe von Heterosexualität und Normalität. Der Kriminologe und Psychiater Paul Näcke verwendete den neuen Begriff der Heterosexualität ausführlich, um zu zeigen, dass Homosexualität keineswegs eine Prädisposition zum Verbrechen darstelle. Denn unter den Homosexuellen fänden sich «ebensoviel Wahrheitsgetreue, Lügner, Edle, Feige, Hochherzige, Niederträchtige, poly- und monogam Veranlagte usw., wie in der heterosexuellen Welt» (Näcke 1913a: 544). Näcke nahm dies als Beweis, dass es sich bei der Homosexualität keineswegs um eine Entartung handle. Selbstverständlich gebe es bei Homosexuellen nicht anders als bei Heterosexuellen Geistesranke, Minderwertige und Entartete, wie auch Gute, Böse, Dumme und Gescheite vorkämen, aber die Entartung bilde doch nur eine Ausnahme (Näcke 1913b: 329). «Conträrsexuelle» und «normale Heterosexuelle» hatten also potenziell die gleichen Charaktereigenschaften, die gleichen Tugenden und Laster. Das Kriterium der Normalität wurde in den sexualpathologischen Kasuistiken von Beginn an flexibilisiert und bezog sich alleine noch auf ein gewöhnliches Begehren zwischen den Geschlechtern. Die Triebkategorien homo- und heterosexuell reüssierten als Ordnungskriterien für eine Taxonomie des Pathologischen. Trotz einer mit anderen Perversionen kombinierten Inversion, resümierte Näcke 1913 die neue Ordnung der Lüste, werde der Betreffende doch immer homo- oder heterosexuell bleiben: «Es gibt demnach homo- oder heterosexuelle Fetischisten, Sadisten, Masochisten, Exhibitionisten usw.» (Näcke 1913b: 328). Entscheidend für die Triebausrichtung, die normal heterosexuell oder homosexuell sein konnte, waren danach das biologische Geschlecht und nicht andere, etwa fetischistische Charakteristika (Oosterhuis 2012: 146).

Dass die normale heterosexuelle Triebrichtung auch «conträr» und «inversiv» ausgerichtet und sich entsprechend als Homosexualität zeigen könne, war also ein Grundgedanke der Sexualpathologie. Als höchst einflussreich hatten sich Karl Heinrich Ulrichs' in den 1860er Jahren publizierte Schriften zur «conträren Sexualempfindung» erwiesen. Ulrichs definierte «Urninge» als Männer mit weiblichem und «Urninginnen» als Frauen mit männlichem Geschlechtscharakter. Beim Urning, so lautete Ulrichs' berühmte Formel, sei eine weibliche Seele in einem männlichen Körper eingeschlossen. Der «Mann fühlt sich als Weib und das Weib als Mann» fasste Krafft-Ebing 1877 Ulrichs' These zusammen, die in den Bezeichnungen «Inversion» und «Conträr-Sexualität» aufgehoben ist (Krafft-Ebing 1877: 307). Gleichgeschlechtliches Begehren rekapituliere danach nur auf verdrehte Weise die Liebe zwischen Männern und Frauen. Die Vita sexualis entspreche bei «Homosexuellen» der «normalen heterosexuellen Liebe»,

entschied Krafft-Ebing, «aber da sie der natürlichen Empfindung gegensätzlich ist, wird sie zur Karrikatur» (Krafft-Ebing 1894: 253).

Sei es die Seele, wie bei Ulrichs, das Gehirn, wie es der französische Psychiater Valentin Magnan in seiner Degenerationslehre ausführte, oder Hormone, wie es Biologen und Physiologen seit den 1910er Jahren postulierten, die Ätiologie der Konträrsexualität verwies auf das Wirken männlicher oder weiblicher Prinzipien in einem andersgeschlechtlichen Körper und beruhte damit grundsätzlich auf dem nur invertierten Prinzip mann-weiblichen Begehrens. Auch die für die Sexualpathologie zentralen Triebrichtungen Masochismus und Sadismus verstand Krafft-Ebing entsprechend als Inversionsphänomene, als verdrehte Paroxysmen der Geschlechterordnung, wenn sich Männer masochistisch und Frauen sadistisch verhielten (Hauser 1994). Magnus Hirschfeld, der um 1900 großen Anteil an der Überführung der Sexualpathologie in eine Sexualwissenschaft hatte, schloss sich dieser logischen Ableitung an und führte als weitere Kategorie «Metatropismus» als «ein weibliches Sexualverhalten des Mannes dem Weibe und ein männliches des Weibes dem Manne gegenüber» ein (Hirschfeld 1926: 555). Der Psychoanalytiker und Monist Otto Juliusburger sprach im Anschluss an Hirschfeld dann auch nur noch von «homosexuellen und heterosexuellen Komponente(n) im Individuum» (Juliusburger 1910: 241). Die sexualpathologische Gewissheit lautete, dass ein Mann einen Mann nur als Frau und eine Frau eine Frau nur als Mann lieben könnte. Wie graduell sich dieses Männliche in der Frau und Weibliche im Mann materialisiere und zeige, beschäftigte im 20. Jahrhundert ausdauernd die Lebenswissenschaften von der Psychologie bis zur Endokrinologie.

Der Psychiater Carl Westphal hatte 1869 mit der Verwendung des Begriffs «conträre Sexualempfindung» hingegen eine homosexuelle Identität intendiert. Nicht nur der Geschlechtstrieb habe eine verkehrte Richtung gewonnen, sondern es existiere auch eine Empfindung, «dem ganzen inneren Wesen nach dem eigenen Geschlecht entfremdet zu sein» (Westphal 1869: 107). Wie Michel Foucault es in konkretem Bezug auf Westphal paradigmatisch ausdrückte, war der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts im Prozess einer «Spezifizierung der Individuen» zu einer Persönlichkeit geworden, «die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt» (Foucault 1977: 58). Trieb und Identität konnten bei Westphal allerdings durchaus unabhängig voneinander existieren, die Entfremdung vom eigenen Geschlecht musste sich nicht auch in konträrsexueller Libido zeigen. Die Spezies des Homosexuellen war im sexualpathologischen Diskurs sofort wieder problematisiert und ausdifferenziert. Krafft-Ebing unterschied in seiner Taxonomie zwischen psychosexueller Hermaphrodisie (bei grundsätz-

lich homosexuellem Trieb beständen «Spuren heterosexueller» Geschlechtsempfindung), Homosexualität, Effeminatio und Viraginität als konträrsexuelle Identitäten sowie Androgynie, bei der auch die Körperformen dem anderen Geschlecht entsprechen (Krafft-Ebing 1894: 231-232; Katz 1995: 19-20). Der Neologismus «Heterosexualität» wurde von Moll auch deshalb in den Mittelpunkt der sexualpathologischen Debatte gestellt, weil er helfen sollte, Westphals Wortschöpfung der «conträren Sexualempfindung» von der Idee einer homosexuellen Persönlichkeit wieder zu lösen. Während unter normalen Verhältnissen der Mann sich durch seinen Geschlechtstrieb und durch die Liebe zum Weibe hingezogen fühle, führte Moll aus, gebe es eine große Kategorie von Männern, die eine andere Neigung besäßen. Der Trieb ziehe sie zum Manne hin, sie zeigten gleichgeschlechtlichen oder homosexuellen Trieb «im Gegensatz zu den normal fühlenden Männern mit andersgeschlechtlichem oder heterosexuellem Trieb» (Moll 1891: 4). Moll unterschied in seiner umfangreichen Definition der Libido sexualis grundsätzlich zwischen zwei zentralen Geschlechtstrieben, erstens dem Drang, «an den eigenen Genitalien eine Veränderung herbeizuführen» und zweitens, «sich einer anderen Person, und zwar unter normalen Verhältnissen einer Person des anderen Geschlechts, zu nähern, sie zu berühren, zu küssen». Diesen Trieb «zu einer Berührung geistiger oder sinnlicher Natur» bezeichnete Moll auch als «Kontrektationstrieb», der sich beim normalen Menschen als «heterosexueller Trieb» zeige. Damit hatte Moll eine allgemeine Aussage über Heterosexualität getroffen, die in Sexualpathologie und -wissenschaft verbindlich wurde: Bei der Heterosexualität handle es sich um einen gewöhnlichen Trieb, der auf das andere Geschlecht gerichtet ist. Die Bedingung des heterosexuellen Triebes ist die Existenz zweier deutlich unterscheidbarer, aber komplementär aufeinander bezogener Geschlechter (Moll 1898: 148). Seine Schrift zur «conträren Sexualempfindung» hatte Moll entsprechend mit den apodiktischen Worten eingeleitet, dass die Menschheit sich bekanntlich aus zwei Geschlechtern zusammensetze, dem männlichen und dem weiblichen (Moll 1891: 1). Sexualtrieb und eine komplementär gefasste Geschlechterordnung, keinesfalls aber die in diesem Zusammenhang von den Psychiatern vernachlässigte Fortpflanzung, aber eben auch nicht eine sexuelle Identität, definierten seit den 1890er Jahren den Begriff «heterosexuell». Das im 19. Jahrhundert entwickelte und zunehmend materialisierte Triebkonzept wurde von der Fortpflanzung dissoziiert. Während Ende des 19. Jahrhunderts «heterosexuell» durchaus auch deshalb als Perversion verstanden werden konnte, weil es nicht notwendigerweise auf Reproduktion ausgerichtet war, entsprach es im 20. Jahrhundert einer durchgreifenden Trennung von Sexualität und Fortpflanzung in den transatlantischen Gesellschaften. Fortpflanzung war danach weder Hauptmerkmal noch Ziel heterosexueller Beziehungen. Der Geschlechts- und Liebestrieb, so

Hirschfeld, sei «nicht Fortpflanzungstrieb, sondern Lusttrieb» (Hirschfeld 1926: 59-60; Putz 2011: 101-114). Mit dem Triebbegriff, der Lust als objektbezogenes Begehren definierte, war überhaupt erst eine Anpassung des Geschlechtlichen an das Projekt der Moderne und die zunehmend individualisierten, demokratisierten und konsumorientierten Wünsche in den transatlantischen Gesellschaften möglich (Birken 1988; Illouz 1997: 112-152). Zugleich erlaubte ein Triebbegriff, der das Begehren der Identität voranstellt, die Grenzen zwischen den jeweiligen Sexualtypen aufzuheben. Ein zwischen absoluter Hetero- und Homosexualität linear angeordnetes Kontinuum an Abstufungen, das sich nur abstrakt auf die drei Sexualklassen der geborenen Heterosexuellen, Homosexuellen und Indifferenten bezog, entwarf etwa der französische Schriftsteller Marc-André Raffalovich bereits in den 1890er Jahren (Raffalovich 1895). Für Havelock Ellis besaßen alle Menschen in unterschiedlicher Intensität ein hetero- und homosexuelles Begehren; Sigmund Freud konstatierte wiederum, dass allen Menschen eine polymorphe Sexualität eingeboren sei, die im Trieb kulturell ausgeformt werde (Brickell 2006: 433-434; Weber 2008: 30-31). Die zwischen Homo- und Heterosexualität unterscheidende sexualpathologische Ordnung war differenziert, abgestuft sowie tendenziell kontinuierlich und unterschiedlich durchaus zwischen sexueller Orientierung und Identität, zwischen Trieb und Persönlichkeit, zwischen Begehren und Fortpflanzung. Alle diesbezüglichen sexualpathologischen und -wissenschaftlichen Definitionen rekurrierten dabei auf die Variabilität «männlicher» und «weiblicher» Komponenten, Charakteristika und Agentien. Die neuen Kriterien der Hetero- und Homosexualität waren ohne eine verfeinernde Bestimmung des Dimorphismus nicht funktionsfähig.

PROBLEMATISCHE GESCHLECHTERORDNUNGEN (1890ER-1930ER JAHRE)

Die Inversionstrophe machte eine Logik der Varietäten denkbar, die sukzessive die Ordnung des Pathologischen ablöste. Sowohl Westphals «conträre Sexualempfindung» als auch Molls «Heterosexualität» waren durch eine Problematisierung der Geschlechterordnung und der Geschlechtsidentität angeregt, die im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert intensiv debattiert wurde. Die unermüdliche Arbeit an den Geschlechtsunterschieden, mit der sich Anthropologie, Anatomie, Physiologie und Psychologie im 19. Jahrhundert beschäftigt hatten, produzierte eben nicht nur eine Taxonomie des Dimorphismus, sondern ebenso eine lange Liste der Abweichungen von dieser Norm, des Abnormen sowie des Pathologischen im Allgemeinen (Honegger 1991; Laqueur 1992; Voß 2010: 120-182).

Sigmund Freud, Wilhelm Fliess, Magnus Hirschfeld und Otto Weininger initiierten seit 1900 eine Debatte über die ontogenetische Bisexualität alles Seienden, welche die Lehre eines strikten Dimorphismus der Geschlechter radikal in Frage stellte (Schröter 2003; Haeberle 1994; Sulloway 1979: 223-229). In seiner 1933 gehaltenen Vorlesung über «Die Weiblichkeit» rekapitulierte Freud diese neue Ontologie der Geschlechter. Das prinzipiell bisexuelle Individuum sei eben nicht Mann oder Weib, so schloss er, sondern jedes Mal beides in ungleichmäßiger Mischung. Das Verhältnis, nachdem sich Männliches und Weibliches im Einzelwesen vermische, unterliege dabei ganz erheblichen Schwankungen, das, was die Männlichkeit oder die Weiblichkeit ausmache, sei ein unbekannter Charakter, den die Anatomie nicht erfassen könne (Freud 1969a: 545-546). Die ontogenetische Herausbildung weiblicher und männlicher psychischer und physischer Anlagen in der monosexuellen Entwicklung, die auch als Doppelgeschlechtlichkeit oder eben Bisexualität bezeichnet wurde, war um die Jahrhundertwende eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Tatsache. Jedes Individuum sei danach eine Mischung männlicher und weiblicher Anteile. Der Begriff «Bisexualität» wurde also sowohl für Triebrichtungen als auch für die gleichzeitige oder gegensätzliche ontogenetische oder physiologische Anwesenheit männlicher und weiblicher Komponenten verwendet. Im spezifischen Sinne des Vorhandenseins von männlichen und weiblichen äußeren Geschlechtsteilen sprach Franciszek Ludwik Neugebauer 1898 zudem auch von einer «heterosexuellen Doppelanlage» (Neugebauer 1898). Bis weit in die 1950er Jahre wurde im medizinischen und biologischen Fachdiskurs «heterosexuell» auch schlicht auf andersgeschlechtliche Merkmale in einem Körper angewendet.

Begehren und Geschlecht waren dabei um 1900 gleichermaßen problematisch, reformbedürftig sowie Gegenstand wissenschaftlicher und populärer Debatten. Frauen und Männer waren psychophysische Gegensätze, die sich in harmonischer Komplementarität zu suchen schienen. Sie waren in der ewigen Routine der romantischen Liebe aufeinander fixiert und doch als Bewohnende polarisierter Sphären in ständigem Widerspruch, in Sprachlosigkeit und unterschiedlichen Begehrensweisen verwickelt (Hausen 1976; Illouz 1997). Das Frauen und Männer füreinander gemacht seien, war eine unermüdlich reproduzierte kulturelle Überzeugung, die allerdings durch die Lebensumstände des 19. Jahrhunderts immer wieder konterkariert wurde (Ingraham 1999). Zudem war um 1900 die dimorphe Ordnung selbst, die psychophysische Alterität der Geschlechter, bereits aus wissenschaftlicher Perspektive höchst fragwürdig. Am Ewig-Weiblichen irre zu werden, wie es Krafft-Ebing 1894 angesichts der Existenz von «Mannweibern» ereilte, war die neue Erfahrung des späten 19. Jahrhunderts (Krafft-Ebing 1894: 282). Das frühe 20. Jahrhundert zeitigte die Auflösung des geschlechtlichen Dimorphismus und getrennter Geschlechter-

sphären, für alle sichtbar in jenen «vermännlichten Frauen» und «verweiblichten Männern», wie sie in den 1910er und 1920er Jahren die transatlantischen Großstädte belebten. Die kulturkritisch beklagte, aber ebenso medial begleitete und verstärkte Vermännlichung der Frau durch Sport, Konsum und Berufsleben stand mit der Verweiblichung des Mannes, die als ein noch dramatischeres, weil fundamentales Anzeichen der Degeneration rezipiert wurde, in direkter Beziehung (Sutton 2011). Die Wiedervermännlichung des verweiblichten Mannes wurde im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in den transatlantischen Gesellschaften zu einer zentralen politischen Forderung nicht nur konservativer Kreise (Bruns 2008; Runte / Werth 2007; Fout 1992a). Homosexualität konnte entsprechend, wie dies etwa Gustav Jäger und Hans Blüher propagierten, als privilegierte Virilität geadelt oder wie im sexualpathologischen Diskurs als immer auch abwertend konnotierte Verweiblichung verzeichnet werden. Beide Interpretationen basierten auf einer gesellschaftlichen Wertung männlicher oder weiblicher Eigenschaften (Bruns 2008; Herrn 2008). Zugleich zeigten Soziologinnen wie Mathilde Vaerting, aber auch zahlreiche utopische Romane wie Edgar Bulwer-Lyttons «The Coming Race» (1870), Alexander Bogdanows «Der rote Planet» (1905) oder Charlotte Perkins Gilmans «Herland» (1915), dass Geschlechtercharakteristika und -beziehungen historisch bedingt, an Herrschaftsformen gebunden und mithin veränderbar seien (Stoff 1999). Biologen und Physiologen berichteten ausführlich von der Plastizität der Geschlechter, von «natürlichen Geschlechtsverwandlungen» und seit den 1910er Jahren auch experimentell durchgeführten Geschlechtsumwandlungen. Die Geschlechter galten zu Beginn des 20. Jahrhunderts als schlichtweg unzuverlässig (Mehlmann 2006; Stoff 2004: 435-469). Wenn sich aber, wie Niklas Luhmann es zu Beginn der 1980er Jahre ausdrückte, die Unterschiede der Geschlechter, «um die herum Asymmetrien konstruiert und gesteigert wurden», abschleiften, dann stellte in der Tat der für intime Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert notwendige romantische «Liebes-Code» keine Notwendigkeit mehr da. Die «Freigabe sexueller Beziehungen» produzierte allerdings neue Probleme, wenn, wie es das Projekt der Heterosexualität im 20. Jahrhundert vorschlug, romantische Liebe zwischen Männern und Frauen an Sexualität gebunden wurde (Luhmann 1982: 202-203).

Männliche und weibliche Anlagen, so konstruierte Hirschfeld seit den späten 1890er Jahren seine Lehre von den sexuellen Zwischenstufen, seien jedem menschlichen Wesen inhärent und entwickelten sich nur idealtypisch zum vollkommen weiblichen «absoluten» und zum vollkommen männlichen «absoluten» Typus. Absolute Vertreter des männlichen oder weiblichen Geschlechts seien entsprechend bloß «konstruierte Abstraktionen» (Hirschfeld 1914: 357, 370-372). Die Charakteristika «männlich» und «weiblich» produzierten in ihrer

Kombinierbarkeit, linear angeordnet zwischen den Idealen «Vollmann» und «Vollweib», eine schier endlose Zahl an Variationen von Geschlechtstypen. Was blieb, war eine durch die Mischung der Grundeinheiten «männlich» und «weiblich» fabrizierte «lückenlose Reihe von Einzelfällen» (Hirschfeld 1926: 6). Die Kombination von Männlichem und Weiblichem, die das Kontinuum sexueller Zwischenstufen konstituierte, entwickelte dabei eine beträchtliche Dynamik und Produktivität. Hirschfeld zählte sogar 43 046 721 verschiedene Sexualtypen (Hirschfeld 1914: 358-360; Hirschfeld 1926: 595-596). Die Individualisierung der Sexualtypen, die Hirschfeld vornahm, war diskursiv gebunden an das fundamentale binäre Ordnungskriterium zweier strikt unterschiedlicher männlicher und weiblicher Prinzipien. Dieser Entwurf «so viele[r] Geschlechter wie Individuen» bedeutete also keineswegs eine Negierung der Kategorie «Geschlecht» oder eine Auflösung des binären Prinzips, wie es dann erst Ende des 20. Jahrhunderts eingefordert wurde (Butler 1991: 176).

Für den Wiener Philosophen Otto Weininger war die Wiederherstellung einer dimorphen Geschlechterordnung und Rekonstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit hingegen ein notwendiges kulturelles und körperpolitisches Ziel. In seinem 1903 veröffentlichten, Sensation und Skandal machenden «Geschlecht und Charakter» behauptete er, dass jeder Mann und jede Frau im anderen Geschlecht so viele männliche oder weibliche Qualitäten suchten wie ihm oder ihr selbst fehlten. Weininger, ein enragierter Misogynist, verband das Inversionskonzept mit einer Lehre der Mischung minderwertiger weiblicher und hochwertiger männlicher Qualitäten, um energisch eine Remaskulinisierung der Gesellschaft einzufordern (Sengoopta 2000; Link 1997: 373-375). Im Jahre 1912 veröffentlichte ein anderer Wiener Forscher, der Physiologe Eugen Steinach, die Ergebnisse seiner «experimentellen Feminisierung und Maskulierung» bei Ratten (Steinach 1912). Durch Implantation von Ovarien in kastrierte Männchen seien bei diesen die weiblichen Geschlechtsmerkmale, durch Implantation von Hoden in kastrierte Weibchen männliche Geschlechtsmerkmale zum Wachstum gebracht worden. Die auf diese Weise vermännlichten und verweiblichten Tiere hätten gegengeschlechtliche Körpermerkmale entwickelt. Aber auch die Psyche der Nagetiere sei heterosexuell erotisiert worden (Steinach 1912; Steinach 1920a: 13; Steinach 1920b: 35). Steinach versuchte aber vor allem auch, auf experimentelle Weise die seit den 1890er Jahren postulierte mannweibliche Mischung nicht nur nachzuweisen, sondern selbst willkürlich zu produzieren. Durch die gleichzeitige Einpflanzung von Hoden und Ovarien in ein kastriertes Versuchstier behauptete er, erfolgreich eine «experimentelle Hermaphrodisierung» durchgeführt zu haben (Steinach 1920a: 22-23). Steinachs Experimente erschienen zeitgenössisch als überzeugender Beweis für Hirschfelds Zwischenstufenlehre, zugleich ebneten sie den Weg für eine Molekularisierung

der männlichen und weiblichen Agentien als Sexualhormone (Oudshoorn 1994; Fausto-Sterling 2000; Stoff 2004: 404-469; Sengoopta 2006).

Der Flexibilisierung der Geschlechter wohnte damit auch das Potential der Renormalisierung inne, der Aktivierung der männlichen und weiblichen Komponenten zur Konstruktion von «Vollmännern» und «Vollweibern» mit heterosexueller Libido. Mit innerer Logik traten Hirschfeld und Steinach für einen kurzen historischen Moment Ende der 1910er für eine operative Heterosexualisierung Homosexueller mittels der Substitution der verweiblichenden Agentien durch Leistenhoden heterosexueller Männer ein. In den 1890er Jahren hatte bereits Albert von Schrenck-Notzing ein Programm entworfen, mittels Hypnose homosexuelle Empfindung zu bekämpfen und eine heterosexuelle Gefühlswaise zu erzeugen. Auch Weininger spekulierte 1901 darüber, Homosexuelle durch die Injektion von Hodenextrakten zum heterosexuellen Koitus anzuregen (Mildenberger 2008: 83-84; Sengoopta 2000: 100). 1917 berichtete dann Steinach davon, dass es ihm gelungen sei, einen passiven Homosexuellen mit ausgesprochen weiblichem Geschlechtscharakter durch Implantierung eines kryptorchen Testikels « einwandfrei eins geschlechtigen heterosexuellen Männern» (Anonym 1917) zu heilen. Die Homosexualität sei vollkommen abgeklungen, der heterosexuelle Trieb hingegen neu entstanden. Der Patient mache zunehmend einen männlichen Eindruck und träume nicht mehr von Männern, sondern von Mädchen; die heterosexuelle Libido habe ständig zugenommen. Da die Ergebnisse keineswegs dieser Schilderung entsprachen und für die Operierten fürchterliche körperliche und psychische Folgen hatten, wurde das Projekt der Heterosexualisierung in den frühen 1920er Jahren stillschweigend aufgegeben (Steinach /Lichtenstern 1918: 146-147; Herzer 1992: 78-82; Sengoopta 1998: 464-469; Mildenberger 2002; Stoff 2004: 457-465). Legitimiert wurden diese Operationen damit, dass Homosexuelle in einer heterosexuellen Welt notwendigerweise unglücklich sein müssten. In Gesellschaften, die heterosexuelle Beziehungen privilegierten, war die experimentelle Umwandlung der Homosexuellen bei allem Reformwillen immer auch eine politische Option. Homosexualität sollte zwar toleriert werden, passte aber nicht zu utopischen Entwürfen einer glücklicheren und höherentwickelten Kultur, welche die Sexualreformbewegung zu ihrem Motto gemacht hatte (Stöcker 1930: 95). Im Darwinistischen Diskurs wurde Differenzierung als an die Umweltbedingungen angepasste Höherentwicklung von niedrigeren zu höheren Formen verstanden. Der spanische Mediziner Gregorio Marañón konstruierte in diesem Sinne 1930 eine Ordnung, die von den wenig entwickelten undifferenzierten, hermaphroditischen niederen Tierarten zu den am höchsten entwickelten, differenzierten, geschlechtlich eindeutig fixierten und heterosexuell orientierten Menschen reichte. Die Monogamie sei daher die höchste Stufe der Sexualität. Evolutionistisches Denken,

das Konservative und Progressive vereinte, machte es unmöglich, Homosexualität utopisch zu denken (Marañón 1931: 208; Russett 1989: 49-77; Pearson / Hollinger / Gordon 2008).

Während eine endokrinologische Erklärung für eine homo- oder heterosexuelle Triebrichtung im 20. Jahrhundert geläufig blieb, wurden entsprechende Operationen aber gar nicht mehr und Hormontherapien zur «Heilung» der Homosexualität nur selten durchgeführt (Terry 1999: 161-163; Hirschauer 1993: 98-99). Unter den Bedingungen des nationalsozialistischen Ausnahmezustandes unternahm jedoch der dänische Endokrinologe Carl Peter Værnet Menschenversuche an KZ-Insassen in Buchenwald, um mit Testosteroninjektionen Homo- in Heterosexuelle zu verwandeln (Davidsen-Nielsen u.a. 2004). In den 1970er und 1980er Jahren behauptete der in der DDR forschende und praktizierende Endokrinologe Günter Dörner eine neuroendokrine Prädisposition der Homosexualität. Folgerichtig schlug er die hormontherapeutische Behandlung sowie Präventionsmaßnahmen zur Verhinderung von Homosexualität vor (Mildenberger 2008: 103-104; Mildenberger 2006). Vom endokrinologischen Standpunkt aus unterscheidet sich ein Homosexueller gar nicht von einem Heterosexuellen, konstatierte hingegen im Jahr 1964 der österreichische Psychologe Josef Rattner, die Hormone hätten offenbar nichts Entscheidendes mit der sexuellen Partnerwahl zu tun. Daher sei es auch aussichtslos, einen Homosexuellen mit Verabreichung von männlichem Sexualhormon kurieren zu wollen (Rattner 1964: 162). Die moderne Unordnung der Geschlechter und das individuelle Begehren waren weder biologisch noch psychologisch erklärbar, und sie konnten auch, dies mussten Endokrinologen, Hypnotiseure, Mediziner, Psychiater und Psychoanalytiker im 20. Jahrhundert lernen, nicht mit den Mitteln dieser Disziplinen aufgehoben werden. Vor allem aber hatten die Inversionstropen und die unzuverlässige Geschlechterordnung gelehrt, dass Heterosexualität selbst ein Projekt war, das erst noch eingeübt und praktiziert werden musste.

PRAKTIZIERTE HETEROSEXUALITÄT (1920ER BIS 1940ER JAHRE)

Wenn Heterosexualität als normale Sexualität definiert wurde, dann konnotierte dies Ende des 19. Jahrhunderts ein Ideal mannweiblicher Beziehungen: romantische Liebe, strikt eingehaltene und separierte Geschlechterrollen, ausschließlich ehelicher Geschlechtsverkehr, Kinderreichtum und lebenslange Monogamie. Allerdings waren sämtliche dieser Programmpunkte der sowohl christlichen als auch säkularen guten Ehe in den transatlantischen Gesellschaften durchaus kontrovers. Der sexologische Diskurs basierte auf den binären Oppositionen von weiblich-männlich und homosexuell-heterosexuell, die selbst

immer schon unzuverlässig, prekär und tendenziell in Auflösung begriffen waren. Der Pleonasmus «normale Heterosexualität», dies war der Kernpunkt der sexualreformerischen Debatte des frühen 20. Jahrhunderts, musste modernisiert und reformiert werden; Heterosexualität war eine Praxis, die dauerhaft wiederholter Übung, einstudierter Routine und wissenschaftlicher Anleitung bedurfte. Der Begriff der Heterosexualität verwies auf die erst unter fachlich-kundiger Anleitung zu erarbeitende Beziehung zwischen Männern und Frauen, bezog sein Antonym der Homosexualität in die Ordnung gesellschaftlich anerkannter sexueller Triebe mit ein und fokussierte Sexualität, Erotik und Liebe, aber nicht Fortpflanzung, Religion und Ökonomie als Referenzpunkte der modernen Ehe. Heterosexualität war ein Reformprojekt, das im 20. Jahrhundert überhaupt erst noch praktisch erprobt werden musste. Vermittelt durch jene Sexualwissenschaftler, die sexualreformerische Ziele verfolgten, wie Havelock Ellis, Magnus Hirschfeld, Iwan Bloch, aber auch Wilhelm Reich, wurde die heterosexuelle Beziehung im Rahmen der Ehereform zugleich entworfen und eingeübt (Putz 2011; Grossmann 1995).

Dass die christliche Ehe antiquiert sei, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein ausführlich diskutiertes und dargestelltes Leitmotiv in Literatur und reformpolitischen Exkursen (Vollmer 1998: 47-67). Die Frage, warum Männer und Frauen überhaupt dauerhaft monogame Beziehungen eingehen sollten, war zu diesem Zeitpunkt bereits von Sozialisten wie Edward Carpenter, radikalen Psychoanalytikern wie Otto Gross, Frauenrechtlerinnen wie Helene Stöcker und Sexualreformern wie Havelock Ellis gestellt worden. Wilde Ehe, freie Liebe und Promiskuität wurden um 1900 vor allem in anarchistischen, bohemistischen und die Psychoanalyse radikal ausdeutenden Kreisen diskutiert und praktiziert (Voswinckel 2009; Collins 2003; Bland 1995: 124-185). Gleichwohl war Monogamie als Ausdruck einer Ethik der Partnerschaft immer auch ein feministisches Projekt, das im Kontrast zu als unmoralisch und antisozial abgelehnten Lebensweisen diskursiv gestärkt wurde (Willey 2006). Die «neue Ethik», wie sie Helene Stöcker vertrat, verband individuelles Glück, eine von christlicher Moral emanzipierte Sexualität gleichberechtigter Männer und Frauen, die freie, selbstbestimmte Verfügung über den eigenen Körper, biologische sowie soziale Verantwortlichkeit, Mutterschaft, Geburt und die Erziehung gesunder, hochwertiger Kinder (Stöcker 1905). In den 1920er Jahren entwickelte der amerikanische Jugendrichter Ben B. Lindsey zusammen mit Wainwright Evans ein vielfach übersetztes Konzept der «companionate marriage» (Kameradschaftsehe), das zu einem wichtigen Vorbild wurde, um die neuen, auf Gleichberechtigung basierenden Geschlechtermodelle zu stärken und intime Zweierbeziehungen zu optimieren. Die neue Generation, rechtfertigten Lindsey und Evans die neue Sexualethik, verlangte nach einer «Lockerung der Ehe» und der Anerkennung

einer ohnehin gängigen Praxis (Lindsey / Evans 1928). Die Sexualreformbewegung verkündete, so fasst dies die Historikerin Atina Grossmann zusammen, dass sexuelle Unterdrückung ungesund sei, besserem Sex die Kraft innewohne, bessere Menschen, bessere Familien und bessere Kinder zu erschaffen, und dass dazu der Arzt befragt werden sollte (Grossmann 1995: 23-24). Die Ehe wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den transatlantischen Gesellschaften selten pronatalistisch, aber zumeist eugenisch definiert, als Ort der Produktion höherwertigen Nachwuchses. Zugleich erlaubte sie bürgerlichen Männern und Frauen, wie Jonathan Katz es ausdrückt, Sexualität ohne Pflicht zur Fortpflanzung zu haben (Katz 2007: VIII). Die glückliche Ehe war eine Utopie, bei der das Recht auf individuelle Befriedigung der Pflicht zur Reproduktion vorangestellt war (Stoff 2008: 28-29). Die neue Ehemoral und Sexualethik sollte das eugenische Gebot weniger, aber dafür hervorragend erzogener Kinder und das Recht auf individuelle Lustbefriedigung in kausale Beziehung setzen: «Alle Menschen haben ein Recht zur natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes, aber es sollte nicht allen gestattet sein, sich fortzupflanzen» (Leunbach 1929: 162).

Eine gleichberechtigte und kommunikative Partnerschaft zwischen Männern und Frauen verlangte nach erlernbaren Techniken nicht nur des Zusammenseins und Füreinanderseins, sondern auch des Begehrens, einer durchaus diffizilen «Codierung der Intimität» (Luhmann 1982). Die separierten Geschlechter hatten nicht nur zu lernen, wie sie miteinander in der Sprache der Liebe dauerhaft kommunizieren und sich aufgeschlossen begegnen, auch der heterosexuelle Trieb musste überhaupt erst trainiert werden. Seit den 1910er Jahren wurde die Ehe vor allem auch zu einer Lustgemeinschaft, Orgasmuskurven zum Garant der glücklichen Zweierbeziehung. Eine Flut von Sexualberatungsliteratur widmete sich der konstatierten Krise der Ehe und der heterosexuellen Beziehung im Besonderen. Die Sexualisierung der Ehe manifestierte sich in zahllosen Schriften von denen Marie Stopes' «Married Love» (1918), Theodoor van de Veldes «Het volkomen huwelijk» (1926), Havelock Ellis' «The Renovation of the Family» (1931) und Max Hodanns «Geschlecht und Liebe» (1932) nur die bekanntesten sind (Oosterhuis 2012: 148; zur Geschichte der Sexratgeber Bänziger u.a. 2010). Sexual- und Eheberatungsstellen hatten neben der eugenischen Vorsorge und Aufklärung in Fragen der Geburtenkontrolle auch Lebens- und Liebehilfe für notorisch unbefriedigte Eheleute zur Aufgabe (Klautke 2004; Soden 1988). Ehegatten sollten sich erst als Mann und Frau erkennen, die anerzogene oder auf religiösen Vorurteilen beruhende Prüderie und Triebunterdrückung überwinden und sich als aufgeklärte, gleichberechtigte und verständnisvolle Sexualpartner gegenüber treten. Dabei handelte es sich um ein langfristiges, politisch unterschiedlich ausdeutbares Projekt der «Befreiung der Lüste» und der

Entwicklung eines «gesunden Sexuallebens». Homosexualität kam in diesem auf die Ehe fixierten Reformprojekt nicht vor.

Van de Veldes «Die vollkommene Ehe» wurde rasch zum Standardwerk der Eheberatung, indem es zugleich Wissen zur «Geschlechtsphysiologie des Menschen» verbreitete und technische Anleitungen des gelungen Koitus anbot. Vom Vorspiel mit Tanz, Koketterie sowie Küssen und dem Liebesspiel mit Beschnüffeln, Tasten sowie Reizen der erogenen Zonen über die «Vergattung» mit den besten Stellungen des Koitus bis zum Nachspiel von Entspannung und Ermüdung war guter Sex erlernbar, wenn er denn vom «Arzt als Berater» sexualhygienisch angeleitet und begleitet wurde. Ziel war die «ideale Vergattung», optimal ausagiert in der Synchronisierung der Orgasmuskurven. Dem Gatten kam hier durchaus auch die Rolle des Führers und ständigen Verführers der Gattin zu. Gelungener ehelicher Verkehr war das Produkt der für den regelmäßigen ehelichen Geschlechtsverkehr eingeübten, auf den Koitus ausgerichteten Techniken und Hygienemaßnahmen. Für van de Velde musste auch die Klitoris als Sexualorgan durch Masturbation und regelmäßigen Geschlechtsverkehr erst noch eingeübt werden (van de Velde 1926; Eder 2011). Heterosexualität war in diesem Sinne angewandtes Wissen, beflissene Übung und das Abrufen einstudierter technischer Routine. Sexuelle Befriedigung wurde zum Sinnbild der Optimierung, zum Triumph des Lebens und der Lebendigkeit, einer in Kurven nachvollziehbaren Figur der Leistungsfähigkeit – ein vielleicht letzter Triumph der Heterogenitalität, der Mann und Frau im erlernbaren orchestrierten Orgasmus lustvoll aneinanderband und glückliche Ehen garantieren sollte (Stoff 2002).

Bei der technischen Beratung heterosexueller Paare taten sich insbesondere Psychologen und Psychoanalytiker hervor. Die Psychoanalyse verstand Heterosexualität schließlich als Stufe des Erwachsenseins, die überhaupt erst im subtilen Spiel der Genitalien erklommen werden musste. Letztlich waren homo- und heterosexuelle Objektwahl und Identitätsfindung gleichermaßen erklärungsbedürftig, Heterosexualität aber zugleich biologischer Entwicklungsprozess und Kulturtechnik. Neurosen, Frigidität und Hysterie waren alles Folgen fehlgegangener Heterosexualisierung. In der psychoanalytischen Lehre kam dabei Männern immer schon die Fähigkeit zur heterosexuellen, koital orientierten Identität zu. Beim pubertierenden Jungen, so Freuds bekanntes Diktum, weise «das erigiert gewordene Glied [...] gebieterisch auf das neue Sexualziel hin» (Freud 1905: 63). Die Passgenauigkeit von erigiertem Penis und Vagina schienen bereits erfolgreiche, gesunde und glückliche Sexualität festzuschreiben.² Das her-

² Diese ermüdende Variante der Heterosexualität, die pornografische Normalität von «Penis – Vagina», ist mit gebotener Repetition 1988 von Max Goldts Band

anwachsende Mädchen hingegen, so postulierte Freud 1905, brauchte dazu den prekären Wechsel der genitalen Zone von der Klitoris zur Vagina. Die Sexualität bei Jungen und Mädchen sei zunächst gleichermaßen phalluszentriert auf die Mutter gerichtet. Die leitende erogene Zone sei beim weiblichen Kind an der Klitoris gelegen, der männlichen Genitalzone an der Eichel also homolog. Im pubertären Prozess der «Weibwerdung» müsse das Mädchen jedoch dieses Stück männlichen Sexuallebens verdrängen. Die erogene Reizbarkeit müsse im Akt des Erwachsenwerdens von der Klitoris auf den Scheideneingang übertragen werden (Freud 1905: 62-63; Laqueur 1992: 264-275). Bei diesem schwierigen Übergang zur von Freud gesetzten erwachsenen und gesunden vaginalen Sexualität, einer «reifen Genitalität», drohten jedoch zahlreiche Dysfunktionen. Verbliebe nämlich die Klitoris als maßgebliche erogene Zone, seien neurotische Störungen, insbesondere Hysterie, die unausweichliche Folge (Gerhard 2000: 453). Reproduktive Heterosexualität muss im psychoanalytischen Diskurs auf komplizierte Weise erst noch vom pubertierenden Mädchen erarbeitet werden. Der Junge mit dem Phallus hat diese Probleme nicht (Putz 2011: 103). Diese Freudsche Deutung des vaginalen Orgasmus und der vaginalen Frigidität blieb in der Psychoanalyse etwa bei Karen Horney, Helene Deutsch, Wilhelm Reich, Marie Bonaparte, Eduard Hitschmann und Edmund Bergler prinzipiell kanonisch, auch wenn über die subtile Ausdeutung gestritten wurde: die klitorale Sexualität ist kindliche Sexualität, der Wechsel von der Klitoris zur Vagina geschieht im Zeichen von Fortpflanzung und Mutterschaft, gesunde Genitalität ist passiv-rezeptive Vaginalsexualität (Gerhard 2000: 454-459). Eine «sexuell reife Frau» zu werden, so Thomas Laqueur, bedeute im psychoanalytischen Diskurs ein Oxymoron zu leben, nämlich eine lebenslänglich «normale Hysterikerin» zu werden (Laqueur 1992: 274). Dieser psychoanalytische Diskurs mit den Kernthemen Frigidität, vaginaler Orgasmus und sexuelle Gesundheit war vor allem in Nordamerika äußerst einflussreich und etablierte Normen heterosexuellen Verhaltens, die explizit auf die therapeutisch begleitete weiße Mittelschicht der Nachkriegszeit abzielten (Lewis 2010).

Weder im psychoanalytischen noch im sexologischen Diskurs fungierte dabei Heterosexualität als ein positiv besetzter Identifikationsbegriff, das Adjektiv «heterosexuell» verblieb in den Fachdiskursen, Normalität brauchte kein Synonym aus dem psychiatrischen Begriffsapparat. Die sexologische Theorie jedoch, durch welche der Begriff «Heterosexualität» geprägt wurde, war bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts Angriffen, etwa von Rassenhygienikern wie Ernst

Foyer des Arts in einem recht einsilbigen Song und 2012 von Ergo Phizmiz als Coverversion von Destiny's Childs «Survivor» aufgeführt und parodiert worden. Bei letzterem ersetzte Ergo Phizmiz den von Beyoncé Knowles gesungenen Chorus «I'm a survivor» durch ein redundantes «penis, vagina».

Rüdin, ausgesetzt und reüssierte als beliebtes Feindbild nationalsozialistischer Propaganda (Mildenberger 2008: 86-88). Namentlich die Zwischenstufenlehre stand als Theorie der Mischformen in grundsätzlichem Widerspruch zur nazistischen Reinigungsideologie, die sich in Verbindung mit der rassenhygienischen Entartungslehre gerade auf eine Anleitung zur Differenzierung und Identifizierung von Typen stützte. Jede Art der Vermischung und Auflösung der Geschlechterordnung, der Wissenschaftspopularisierer Gerhard Venzmer verbreitete diese hoch politische Aussage bis in die 1960er Jahre unermüdlich als wissenschaftliche Tatsache, wurde als unbedingt zu bekämpfende Gefahr für die Sozialordnung angesehen (Stoff 2008b).

KULTURELLE HETEROSEXUALISIERUNG (1950ER BIS 1970ER JAHRE)

In der Nachkriegszeit, so will es eine Gewissheit des späten 20. Jahrhunderts, wurde in allen transatlantischen Gesellschaften Sexualität wieder an christliche Moral, das Primat der Fortpflanzung und streng differenzierte Geschlechterrollen angeschlossen. Heranwachsende genossen zwar zusehends eine gewisse sexuelle Freiheit, aber das Ziel jedes Lebenslaufs waren das Erwachsenwerden und die Ehe als eine strengen moralischen Regeln unterworfenen Beziehungsform, die keine Möglichkeiten mehr für Intensität und Lust zu gewähren schien. Die Ehe der Nachkriegszeit, oft genug ein durch ungewollte Schwangerschaft hervorgerufener Zwangszustand, war in den transatlantischen Gesellschaften sicherlich keine reformierte Kameradschaftsehe, jedoch waren die Beziehungen und das Sexualleben vielfältiger als es das Ende der 1960er Jahre konstruierte Bild der prüden 1950er Glauben machte (Herzog 2005a: 64-100). Wohl aber waren die Nachkriegsjahre von einer enormen kulturellen Produktion der Darstellung heterosexueller Liebe, der komischen, melodramatischen, aber zumeist doch nach zahlreichen Missverständnissen und Hindernissen geglückten Zweisamkeit von Mann und Frau geprägt (Clevell 1981; Pillai 2012). Jungendliches Verliebtsein hatte in die Ehe zu münden, so wie es Ikonografie der Flitterwöchner und der glücklichen Zweisamkeit im behaglichen Heim propaagierte. Die Ehe bot für den Verzicht auf Triebbefriedigung soziale Anerkennung, Sicherheit, Konstanz, Sorgenfreiheit und moralische Integrität (Meyerowitz 1994; Dubinsky 1999; Dubinsky 2012: 350). Heterosexualität, so Nancy Chodorow, kann nicht durch Biologie erklärt werden und muss als Produktion von kulturellen Fantasien untersucht werden. Fiktion und Realität, so wiederum Eva Illouz in Bezug auf das Konzept der romantischen Liebe, imitieren sich dabei gegenseitig (Chodorow 1992, Illouz 1997: 153-184). Heterosexualisierung war Erwachsenwerden, ein komplizierter Prozess, der eingeübt, belohnt und von

anderen marginalisierten und kriminalisierten Lebensarten distanziert werden musste (Adams 1987).

Es war Alfred C. Kinseys Verdienst zu zeigen, dass die kulturelle Heterosexualisierung keineswegs den privaten Praktiken amerikanischer Männer und Frauen entsprach. Das sexualreformerische Projekt eines Kontinuums sexueller Orientierung, dass in der Kultur der Nachkriegszeit nicht vorkam, so konstatierte er implizit, wurde längst, aber stillschweigend praktiziert. Das Arbeitsziel, das Kinsey sich gesetzt hatte, war eine wissenschaftlich unangreifbare Studie, «objektiv festgelegtes Tatsachenmaterial», unter strikter Vermeidung einer sozialen oder moralischen Auswertung der Tatsachen (Kinsey / Pomeroy / Martin 1970: 25). Kinseys Interviews mit Männern und Frauen ergaben eine außerordentlich lange Liste von Sexualpraktiken. Sex, dies war ein bedeutsames Fazit, hat keinen anderen Sinn als Triebbefriedigung, Männer und Frauen sind gleichermaßen lustvoll, das Leben der Menschen ist fundamental durch Sex geprägt, noch die ausgefallensten sexuellen Wünsche und Praktiken sind normal und Heterosexualität ist dabei nur eine mögliche, statistisch vorherrschende, aber keineswegs homosexuelles Begehren ausschließende oder privilegierte Art der Triebbefriedigung. Mit seiner «heterosexual-homosexual rating scale», einem «heterosexuell-homosexuellen Gleichgewicht», gab Kinsey schließlich auch der Zwischenstufenlehre den Status einer wissenschaftlichen Tatsache. Indem er auf der Basis seiner statistischen Arbeiten das zeitgenössische Vorurteil, es gebe nur entweder homo-, hetero- oder bisexuelle Menschen, die im Sinne der Inversionstrophe jeweils durch eine spezifische Persönlichkeit gekennzeichnet seien, radikal in Frage stellte, konnte er dann auch konstituieren, dass «Heterosexualität oder Homosexualität bei vielen Personen durchaus keine Entweder-Oder-Angelegenheit» sei (Kinsey / Pomeroy / Martin 1970: 595). Statt getrennter Kategorien entwarf Kinsey eine Zuordnungsskala, die sieben Stufen heterosexuell-homosexueller Triebrichtungen unterschied, wobei er ausdrücklich auf eine biologische oder psychologische Typenordnung der Triebe verzichtete. Kinseys Studie funktionierte durchaus im Sinne des ehereformerischen Programmes, indem es offenbarte, dass unterschiedliche Arten der Triebbefriedigung von amerikanischen Männern und Frauen selbstverständlich in Anspruch genommen wurden. Die Daten zu kindlichem Sexualspiel, vorhelichem Sex, Onanie, Vaginalsex und Klitorisstimulierung, einer Vielzahl an Sexualkontakten und -partnern bewiesen, dass Sex virulent und mithin auch notwendig für eine gelungene Ehe ist. Die Liste der vielfältigen Sexualpraktiken und Lustobjekte verwies zudem auf die Potentiale abwechslungsreicher organischer Triebbefriedigung auch vor und außerhalb der Ehe.

Sexualisierung, Körperlichkeit, Begehren und Triebbefriedigung – der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mobilisierte Eros war in der kulturel-

len Produktion der Nachkriegszeit ein Thema der Jugend. Die Liebe zwischen männlichen und weiblichen Teenagern – *boy meets girl* – wurde zum Leitmotiv der entstehenden Populärkultur mit ihren Versprechungen von Intensität, Lust und Befreiung von einer repressiven Sexualmoral. Humor, Hedonismus und Begehren wurden zum Bestand der Populärkultur in den transatlantischen Gesellschaften im Allgemeinen und der britischen *lad culture* im Besonderen. Jugendliche Körper, so Klaus Theweleit, wurden elektrifiziert und sexualisiert durch Rock'n'Roll, Beat, Motoren, Kino, die Pille und Drogen (Theweleit 1998). Aber diese lebensbejahenden und rebellischen Ausdrucksformen sind in den 1950er und 1960er Jahren vornehmlich «cultures of masculinity» (Martschukat 2013: 140-168; Edwards 2006).³ Inhalte der Rock'n'Roll- und Beatsongs behandelten mit gewisser Ausschließlichkeit aus männlicher Perspektive das Sehnen nach Mädchen, das Leiden an der Geschlechtertrennung, der Sprachlosigkeit, der Verständnislosigkeit. Zugleich schaffte die Populärkultur überhaupt erst jene Räume – Kinos, Clubs, Diskotheken – in denen Jungs und Mädchen zusammenfinden konnten. Heterosexualität konnte erst in diesem Milieu eine eigene Ausdrucksweise und Wirklichkeit finden. Die mit der gewichtigen Ausnahme der Beatniks heterosexuell orientierte Jugendkultur schüchterner Mädchen und draufgängerischer Jungs konnte in den pop- und gegenkulturellen Räumen Heterosexualität endlich leben (McDaniel 2001; Cocks 2006: 1224).

Während die Kategorie «Heterosexualität» in der Nachkriegszeit vor allem in Relation zu Homo- und Intersexualität aus endokrinologischer, psychoanalytischer, psychopharmakologischer, psychiatrischer, psychologischer, psychotherapeutischer, gynäkologischer sowie allgemein medizinischer und biologischer Perspektive verwendet wurde, häuften sich in den 1960er Jahren auch ethische, religiöse, marxistische, soziologische und vor allem pädagogische Arbeiten, bei denen Heterosexualität als ein Problem moderner Gesellschaften diskutiert wurde (u.a. Dörner 1966). Heterosexualität blieb ein Begriff, um die andauernde Krise von Ehe, Partnerschaft und Männlichkeit in der modernen Leistungs- und Konsumgesellschaft zu benennen und Neurosen, Triebunterdrückung und repressive Entsublimierung zu diskutieren (u.a. Holzer 1969). In den 1960er Jahren bezog sich die gesamte kulturelle Intensität der transatlantischen Gesellschaften auf diese heterosexuelle Programmatik. Musik, Film und Literatur beschäftigten sich mit der Freisetzung mannweiblichen Begehrens. Als sexualpolitische Befreiung unterdrückter Triebe, wie es Wilhelm Reich und Herbert

³ Diese Männerkultur ist wohl nirgends anschaulicher festgehalten als in jenem BBC-Bericht aus dem Jahr 1964, in dem die ausschließlich von jungen Männern gefüllte Stehkurve des FC Liverpool, the Kop, als enthusiastisch bewegte Masse kollektiv «She loves you» singt (http://www.youtube.com/watch?v=XNboU_PbZMY, 25.3.2013).

Marcuse ausformulierten, erhielt das heterosexuelle Projekt eine politische Ausrichtung, die Geschlechtsverkehr zu einem Widerstandsakt machte und die moderne Kleinfamilie als Hort der autoritären Unterdrückung ablehnte. Der Sex hatte sich endgültig von der Fortpflanzung emanzipiert, aber der Geschlechtstrieb schien kulturell eintönig auf Penetration fixiert zu sein. Eine Jugendkultur, die sich als mannweibliches Begehren ausdrückte, und eine Gegenkultur, welche die Sexualisierung der Gesellschaft als Befreiung verstand, prägten die transatlantischen Gesellschaften. Dabei war für andere Begehrensweisen keine Sprache eingeplant. Die so genannte sexuelle Revolution, dies ist Ende des 20. Jahrhunderts vielfach kritisiert worden, habe sexuelle Freiheit mit häufigem Geschlechtsverkehr verwechselt, ein repressives Frauenbild reproduziert, den Frauenkörper kommerzialisiert und als Sexualobjekt verdinglicht, schließlich sexuelle Minderheiten diskriminiert. Mit der «Sexwelle» als Popularisierung der ersten reformerischen Anliegen sei sexuelle Freiheit und Selbstbestimmung in Konsumzwang umgeschlagen (Micheler 2000; für eine differenzierte Analyse auch Herzog 2005a: 141-183). Gleichwohl war im Zuge dieser Sexualisierung der transatlantischen Gesellschaften wieder eine Debatte über sexuelle Identität und Orientierung eröffnet.

Die «Kinsey-Skala» wurde zwar wissenschaftlich rezipiert, verbindlich wurde aber eine Ordnung der Sexualitäten, die nur zwischen Hetero-, Bi- und Homosexualität unterschied, Sexualität als Trieb definierte und die Inversionstrophe verabschiedete, wie dies Edward M. Brecher 1971 in seiner populär gehaltenen Geschichte der Sexualforschung diktierte: «Die meisten von uns sind heterosexuell; das heißt, sie wählen Sexualpartner des anderen Geschlechts. Einige von uns sind jedoch homosexuell; das heißt, sie wählen Sexualpartner des eigenen Geschlechts. Und einige von uns sind schließlich bisexuell; das heißt sie wählen Sexualpartner beiderlei Geschlechts» (Brecher 1971: 219). Im Anschluss an diese definitive Klarstellung verwies Beecher auf die Experimente des Psychologen John Money, welche die Frage, warum es überhaupt «Fehlentwicklungen» wie feminine Jungs, maskuline Mädchen, Transsexuelle, Transvestiten, Homosexuelle und Bisexuelle gebe, neu und jenseits der Inversionstrophe beantwortete. Mit gewisser Zwangsläufigkeit fügte Brecher dieser Liste die relativistische Frage an, «warum so viele von uns heterosexuell veranlagt sind» (Brecher 1971: 220). Money sah die Geschlechtsidentität nicht mehr durch genetische oder hormonelle Dispositionen, sondern durch psychologische Entwicklungsstadien bestimmt. Er brachte damit überhaupt erst wieder die von Kinsey ignorierte Bedeutung der sexuellen Identität auf die Tagesordnung. Mitte der 1950er Jahre führte eine von Money geleitete Arbeitsgruppe am Johns Hopkins Hospital in Baltimore Studien über die psychosexuelle Entwicklung von Intersexuellen durch. Wie Ulrike Klöppel zusammenfasst, war das von der zeitgenössischen

Forschungsmeinung abweichende Arbeitsziel der Nachweis, dass die Ausbildung einer männlichen oder weiblichen Geschlechtsidentität nicht biologisch vorbestimmt, sondern durch psychosoziale Faktoren geprägt sei. Moneys daran anschließende Experimente, intersexuelle Kinder auch durch psychosexuelle Methodik einem Geschlecht zuzuweisen, sollten auf für die Beteiligten fürchterliche Weise scheitern (Klöppel 2010: 307-336). Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts konnten Sexualwissenschaftler unermüdlich darüber streiten, in welchem Verhältnis Identität, Orientierung und Geschlechtsrolle zueinander stehen, was davon biologisch vorgegeben oder psychosozial erworben sei (Ellis / Mitchell 2000; Klöppel 2010: 114).

In den 1970er Jahren waren Geschlecht und Trieb in einer Art Rekapitulation der frühen sexologischen Debatte wieder fest miteinander verbunden, wenn auch die Inversionstrophe zumeist in Frage gestellt wurde. Wie Erwin J. Haeberle 1978 zusammenfasste, seien Menschen in dem Maße heterosexuell, bisexuell oder homosexuell, in dem sie von Partnern des anderen oder des gleichen Geschlechts oder von beiden angezogen werden. Biologisches Geschlecht (männlich / weiblich), Geschlechtsrolle (maskulin / feminin) und sexuelle Orientierung (hetero- und homosexuell) kämen in den verschiedensten Zwischenstufen vor und könnten unabhängig voneinander variieren (Haeberle 1985). Zwei Jahre später modifizierte Michael D. Storm Kinseys eindimensionales Modell der sexuellen Orientierung: Homo- und Heterosexualität seien getrennte und orthogonale erotische Dimensionen und keine entgegengesetzten, bipolar gedachten Extreme, die homo- oder heteroerotische Dimension eines Menschen könne ebenso wie dessen männliche oder weibliche Anteile unabhängig variieren. Nach Storms «Erotic Response and Orientation Scale» (EROS) ließen sich die vier sexuellen Orientierungen Homosexualität, Heterosexualität, Bisexualität und Asexualität zweidimensional anhand niedrigerer oder höherer homo- oder heteroerotischer Orientierung anordnen (Storms 1980: 785). Sein Konzept musste allerdings mit der «Shively and DeCecco Scale» (SDS) und dem «Klein Sexual Orientation Grid» (KSOG) konkurrieren. Die «Kinsey-Skala» reizte Psychologen, Psychoanalytiker und Sexologen zu unermüdlichen Grenzziehungen und -auflösungen zwischen den wiederum jeweils neu justierten Kriterien des Sexuellen. Immer neue Kategorien und Identifikationen trieben im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts die sexuelle Taxonomie bis zum Paroxysmus.

Dass es eine homosexuelle Identität gebe, die unmittelbar aus der sexuellen Orientierung entstehe, wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum bestritten; Identitätspolitik war ein bedeutsamer Aspekt der Schwulen- und Lesbenbewegung spätestens seit Stonewall 1969. Seit Ende des 20. Jahrhunderts wurde gelungene Sexualität als Anerkennung eines eigenen Begehrens verstanden, das durchaus auch mit der Anerkennung einer homo-, hetero- oder

bisexuellen Identität und dem Ausleben einer entsprechenden Geschlechterrolle einherging. Nachdem Homosexualität für ein Jahrhundert das an der Norm der Heterosexualität abgegliche Forschungsobjekt gewesen war, änderte sich dies in den 1970er Jahren. Heterosexualität wurde, etwa in den Schriften des Psychoanalytikers Fritz Morgenthaler, selbst zu einem Forschungsgegenstand (Morgenthaler 1984). Die Normalität der Heterosexualität blieb krisenhaft und prekär, ein Reformprojekt besserer Zweierbeziehung, wie sie sich in der schwierigen Übung der seit den 1970er Jahren normalen seriellen Monogamie zeigte. Romantische Liebe verwandelte sich in «Beziehungskisten», Sex wurde zur Therapieform, die Beziehung in und außerhalb der Ehe zu einem psychologischen Problem, das bedacht, diskutiert und verbessert werden musste (Schmidt 2004). Dass aber der Sexualdimorphismus und das Dogma der Vorrangigkeit der Heterosexualität einer wirklichen Veränderung der Gesellschaft im Wege stehe, formulierte schon 1975 der Psychoanalytiker Ernest Bornemann (Bornemann 1975: 531-532; Patzel-Mattern 2000: 72). Der Emanzipation der Frauen in den 1970er Jahren entsprach eine Problematisierung der Männlichkeit, der männlichen sexuellen Identität (Vinnai 1977). Die Ausbildung einer explizit heterosexuellen Identität wurde erst in den 1990er Jahren in Reaktion mit der scharfen feministischen Kritik an «Heteronormativität» und «Heterosexismus» diskutiert. Unter einem «heterosexual identity development» wurden individuelle und soziale Prozesse verstanden, bei denen als heterosexuell identifizierte Personen ihre sexuellen Bedürfnisse, Werte, sexuelle Orientierung und Vorlieben für sexuelle Aktivitäten, Arten des sexuellen Ausdrucks und Eigenschaften der sexuellen Partner anerkennen und definieren. Was aber die heterosexuelle Identität von der homosexuellen unterschied, war, dass diese – anders als das abgrenzende und mit Bedeutung aufgeladene «straight» (Canaday 2009; Blank 2012) – niemals als positiver Selbstbezug verwendet wurde. Heterosexuelle Identität verwies immer auch darauf, qua eigener Praxis sexuelle Minderheiten überhaupt erst zu konstituieren und auszugrenzen (Worthington u.a. 2002: 510). Mit der Etablierung einer schwulen Kultur, die seit den 1970er Jahren, gerade als es in den transatlantischen Gesellschaften zu einer durchgreifenden Sexualisierung kam, in deren Metropolen relativ offen Sexualität ausleben konnte, wurde diese problematisierte und zur Selbstreflexion verpflichtete Heterosexualität trotz AIDS nachhaltig in ihrem normalen, normativen und sexorientierten Selbstverständnis in Frage gestellt. In der schwulen Identität schien sich überhaupt erst das sexuelle Versprechen der Freiheit der Triebe zu verwirklichen, wie es die radikalen Sexualreformer versprochen hatten. Die Verwirrung, die dies unter männlichen Heterosexuellen anrichtete, zeigt sich anschaulich in Joseph Epsteins 1970 in «Harper's Magazine» erschienenem Artikel «Homo / Hetero» (Katz 1995: 2-4). Homosexualität konnte Ende

des 20. Jahrhunderts zur Norm gelungener Sexualität, aber auch besserer, weil sich des Inszenierungscharakters bewusster Beziehungen werden, die auch für männliche und weibliche Heterosexuelle Vorbildcharakter haben sollte. Dies wiederum hat sicherlich Ralf König am schönsten dargestellt, wenn er lustvolle Schwule und verklemmte «Hetten» aufeinander prallen ließ. Damit waren Heterosexuelle zu einer recht eigenwilligen und wunderlichen, ganz bestimmt aber nicht normalen Spezies geworden (Boursicaut 2010).

KRITIK DER HETERONORMATIVITÄT (1960ER JAHRE BIS HEUTE)

Wenn die sexuelle Revolution heterosexuell war, dann wurde dies weniger im historischen Bezug auf die sexualreformerische Problematisierung der Ehe und der Geschlechtsidentität gesehen, sondern verwies, so formulierten dies Feministinnen seit Ende der 1960er Jahre, ebenso auf männerorientierte Penetration wie auf die Erotisierung männlicher Vorherrschaft. William H. Masters und Virginia Johnson hatten in ihren 1966 als «Human Sexual Response» veröffentlichten Laboruntersuchungen mit Aufzeichnungsapparaten Hunderte von heterosexuellen Paaren beim Geschlechtsverkehr beobachtet und belauscht, deren Geschlechtsteile gemessen und analysiert, die nervliche Erregbarkeit bestimmter Körperregionen untersucht, um endlich physiologische Gewissheit über den rätselhaften Geschlechtsakt zu gewinnen (Allyn 2001: 166-174). In Masters' und Johnsons Studie, so der Historiker Tilmann Walter, wurde Sex mit Orgasmus identisch, was sich auch in den seit den 1960er Jahren boomenden Pornofilmen und ihrem redundanten Stakkato der Penetration zeigen sollte (Walter 1999). Einfluss gewann Masters und Johnsons Fleißarbeit aber gerade auch durch die Zurückweisung der Freudschen These vom Primat des vaginalen Orgasmus. Sexualität ist nach ihren empirischen Beobachtungen und Messungen nicht das Ergebnis psychologischer Vorgänge und Entwicklungen, sondern äußert sich allein in körperlichen Empfindungen, Sensationen, deren Maß der Orgasmus ist. Ausgerüstet mit modernster Technik fanden Masters und Johnson den Weg ins Innere der Vagina, um dort eben keine organische Möglichkeit der Erregung vorzufinden; die Klitoris hingegen erlaube mehrere aufeinander folgende Orgasmen, der klitorale Orgasmus sei bei entsprechender guter Sexualtechnik ein multipler Orgasmus. Der Laborsex im Sexlabor hatte ein, so Jane Gerhardt, «re-mapping of womens erogenous zones» zur Folge. Multiple klitorale Orgasmen versprachen endlose und wiederholbare Lust, wahre Lust musste nicht notwendigerweise auf den heterosexuellen Koitus beschränkt sein (Gerhardt 2000: 462). Der weibliche Orgasmus emanzipierte sich damit endgültig vom Koitus, die weiblichen Lüste flottierten frei und jenseits von Ehe und zweigeschlechtlicher

Paarbeziehung. Dies aber entsprach keineswegs der Intention des Forschungsprogramms. Während Kinsey ein Kontinuum der Triebe konstituierte, verfassten Masters und Johnson eine Karte der Erregungen; während jedoch Kinsey auf Schlussfolgerungen explizit verzichtete, verfolgten Masters und Johnson ausdrücklich ein Projekt gesunder Sexualität, eine Einübung in Praktiken und Techniken der Heterosexualisierung: sexuelle Erfüllung für Frauen gebe es nur in einer dauerhaften Beziehung mit einem Mann (Jackson 1984: 43-44).

Die feministische Aktivistin Anne Koedt schloss hier 1968 mit ihrem Artikel «The Myth of the Vaginal Orgasm» subversiv an. Hatten psychoanalytische Experten die Vagina zu einem Synecdoche für erwachsene und gesunde Weiblichkeit gemacht, so ordnet Jane Gerhard Koedts Text ein, versuchten die Feministinnen der späten 1960er Jahre die Klitoris zu einem Marker befreiter und autonomer Frauen zu machen (Gerhard 2000: 450). Der psychoanalytischen Deutung, dass die konstatierte Orgasmusunfähigkeit in der Psychostruktur der Frau angelegt sei, stellten neben Koedt auch Shulamith Firestone und Kate Millet die These entgegen, dass es die patriarchalen Strukturen seien, die gelungene weibliche Sexualität verhindern. Auch weibliche Libido sei nichts als Lust, der klitorale Orgasmus sei im Unterschied zum reproduktiven, erwachsenen und gesunden vaginalen Orgasmus der Psychoanalyse an keine spezifische sexuelle Identität gebunden. Der Emanzipation der Lüste korrespondierte eine Individualisierung und Demokratisierung der Sexualität, die das Spiel von Begehren und Begehrtwerden für die Beziehungen von Männern und Frauen problematisierte.

In den 1970er Jahren wurde in feministischer Auseinandersetzung explizit eine Kritik an «patriarchalisch-heterosexuellen Geschlechterverhältnissen» formuliert, «wo sich der Mann aktiv und als Subjekt, die Frau passiv und als Objekt verhalten» (Rentmeister 1976: 96). Dabei geriet auch just jene inverse und binäre Logik in den Fokus, die den Zwangscharakter des Frau- oder Mannseins in den Mittelpunkt der homo- und heterosexuellen Ordnung stellte (Rubin 1975: 204). Heterosexualität stand in dieser Debatte also nicht für eine mögliche sexuelle Orientierung im Sinne der Sexologie, sondern repräsentierte patriarchale Gesellschaftsstrukturen und Geschlechterstereotypen. Alice Schwarzer wandte sich in ihrer Kampfschrift «Der kleine Unterschied, Mythos der befreiten Sexualität» ausdrücklich gegen das Dogma der Heterosexualität (Schwarzer 1975). Besonders einflussreich zeigte sich Adrienne Richs 1980 eingeführter Begriff einer «compulsory heterosexuality» (Zwangsheterosexualität), die systematisch die Möglichkeit einer lesbischen Existenz ausschließe (Rich 1980). Heterosexualität bezeichnet seit den 1980er Jahren vor allem auch einen auf den Körper bezogenen Unterdrückungsapparat, ein System sozialer Beziehungen, so Margaret Jackson, «in which male domination and female subordination are insti-

tionalised and sexualised» (Jackson 1987: 77). Als Unterdrückungsinstrument schlechthin galt dabei der Geschlechtsakt selbst. Jackson sprach in diesem Zusammenhang auch von einem «coital imperative» (Jackson 1984: 44). Sheila Jeffries fasste die Debatte so zusammen, dass die Institution der Heterosexualität Frauen unterdrücke, als Erotisierung des Machtunterschieds funktioniere und eine politische Institution zur Festigung der männlichen Herrschaft sei (Jeffries 1991: 311). Wie Monique Wittig es prägnant formulierte, ließ sich daraus nur der Schluss ziehen, den «heterosexual contract» aufzukündigen (Wittig 1980).

Die Kritik zielte vor allem auch auf die umfassende soziokulturelle und seit den 1980er Jahren auch als global verstandene Heterosexualisierung der Gesellschaft. Die Bedeutung der kulturellen Darstellung einer erstrebenswerten und ausschließenden heterosexuellen Lebensweise pointierte Chrys Ingraham im an Lacan und Althusser angelehnten Begriff «eines heterosexuellen Imaginären»: «The heterosexual imaginary is that way of thinking which conceals the operation of heterosexuality in structuring gender and closes off any critical analysis of heterosexuality as an organizing institution» (Ingraham 1994: 203-204). Exemplarisch hat Ingraham dies als Romantisierung der heterosexuellen Liebe in der «weißen Hochzeit» dargestellt. Institutionell und strukturell habe aber auch jene sexuelle Revolution, die doch in den 1960er Jahren angetreten war, gerade diese Prüderie und Triebunterdrückung aufzuheben, das heterosexuelle Imaginäre reproduziert. Heterosexualität als eine Institution müsse, so Ingraham, überhaupt erst noch historisch untersucht werden (Ingraham 2008: 16).⁴ Mit der feministischen Ideologiekritik des Heterosexismus ging im Laufe der 1980er Jahre die Erinnerung an das reformerische Projekt der Heterosexualität endgültig verloren und wurde durch neue Begriffe zur Darstellung der Unterdrückung von Homosexuellen wie Zwangsheterosexualität, Heterosexismus und Heteronormativität ersetzt (Phillips 1991). Der lesbische Diskurs des Feminismus der 1980er Jahre weitete sich damit aber auch auf heterosexuell orientierte Frauen aus und sorgte für spannungsreiche Diskussionen innerhalb der Frauenbewegung selbst. Die Lesbenforschung distanzierte sich mit der Heterosexualitätskritik von der Frauen- und Geschlechterforschung (Hark 2008: 109-110). Allerdings funktionierte Heterosexualismus grundsätzlich, daran ließen alle Diskursbeiträge keinen Zweifel, als «hegemoniale Männlichkeit» (Connell 1999).

Insbesondere Judith Butler sollte um 1990 mit ihrer überraschenden und eloquenten Analyse des Dimorphismus als Diskurseffekt der ständigen Wieder-

⁴ Ein gutes Beispiel des heterosexuellen Imaginären, selbst eine Verwerfung der romantischen Zweierbeziehung, stellt die von Hugh Hefner entworfene Architektur im «Playboy» dar (Preciado 2011).

holung regulierender Normen eine politisch an die Debatte der 1980er Jahre anschließende Philosophie der Zwangsheterosexualität entwerfen. Der heterosexuelle Imperativ, so Butler, sei eine «Matrix mit Ausschlußcharakter», die nicht bloß den Bereich intelligibler Körper konstituiere, sondern auch einen Bereich der undenkbaren und verworfenen Körper herstelle. Identität sei dabei ein «Effekt diskursiver Praktiken»; intelligible Geschlechtsidentitäten seien solche, die Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen anatomischem Geschlecht, Geschlechtsidentität, der sexuellen Praxis und dem Begehren herstellten (Butler 1995: 16, 23; Butler 1991: 38-39). Als Kopie ohne Original muss nicht nur Männlichkeit und Weiblichkeit, sondern Heterosexualität selbst immer wieder eingeübt und wiederholt werden. In Butlers Analyse ist Heterosexualität als Pastiche oder Parodie selbst ein Signifikationseffekt (Butler 1991: 209-218; Engel 2002: 27-28), als naturalisierende Institution sei Heterosexualität eine Konstruktion und politische Kategorie, mithin nicht bindend und durchaus veränderbar. Die zumeist theoretische und selten historische Analyse von «heterosexuelle[r] Normalität und Identitätszwang» wurde zur Hauptaussage feministischer Kritik des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts (Landweer 1990; Butler 1991: 187). Normative Heterosexualität reguliert jene, die innerhalb ihrer Grenzen funktionieren, verortete Stevi Jackson diese normative Macht, und marginalisiert und sanktioniert diejenigen, die sich außerhalb dieser Grenzen befinden; Heterosexualität basiere zur eigenen Legitimierung auf dem Ausschluss und der Marginalisierung anderer Sexualitäten; Heteronormativität bestimme nicht nur normative sexuelle Praktiken, sondern auch eine normale Lebensweise (Jackson 2006: 107).

Mit der Kritik an Heteronormativität wurde die Engführung von sexueller Orientierung und sexueller Identität radikal in Frage gestellt. Butler hatte aufgezeigt, dass just im Akt der Wiederholung Möglichkeiten gegeben schienen, die binäre heterosexuelle Logik subversiv umzugestalten. Damit schien eine politische Praxis der Sexualitäten möglich zu werden, die im Laufe der 1990er Jahre als «Queer» Verbreitung in akademischen Zirkeln fand. In diesem Sinne betonte auch Butler, dass Queer gewiss keine Identität sei, sondern die Mobilität von Begehren und Geschlecht beschreibe (Roedig 2001: 18). In den 1990er Jahren kam es in der Folge der kritischen Fokussierung auf die Funktion einer normativen Matrix zu einer Theoretisierung eines Konzeptes von Heterosexualität, das im politischen Diskurs im Begriffsfeld von Rassismus oder Ethnozentrismus funktionierte. Heterosexualität, bemerkten dazu Sue Wilkinson und Celia Kitzinger, ist keine populäre Bezeichnung (Kitzinger / Wilkinson 1993: 5); sondern, so wiederum Stevi Jackson, eine zweifelhafte Kategorie (Jackson 1999).

Die Konzeptualisierung von Heterosexualität im Rahmen einer Problematisierung der Geschlechterordnung einerseits und des Einübens von Zweierbe-

ziehungen andererseits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war dabei in Vergessenheit geraten. Die Genealogie eines konsensualen Charakters heterosexueller Beziehungen hat in der Debatte zur Zwangsheterosexualität kaum eine Rolle gespielt. Heterosexuelle Institutionen und Beziehungen von der Ehe über Paarbeziehung bis zu jugendlicher Verliebtheit, Lynne Segal wies 1994 darauf hin, waren jedoch immer widersprüchlicher als die Vorstellung männlicher Herrschaft und weiblicher Unterwerfung es andeutet (Segal 1994: XII). Steven Seidman betonte entsprechend, dass Heterosexualität differenziert betrachtet werden müsse; was als normativ verstanden werde, sei nur eine spezifische Form, die sich auf traditionellen Geschlechterbeziehungen und lebenslanger Monogamie gründe (Seidman 2005: 59–60). Und auch die binäre Ordnung von Homo- und Heterosexualität, daran erinnerte Chris Brickell, wurde von den frühen Sexualwissenschaftlern so niemals geteilt (Brickell 2006). Harry G. Cocks stellte eher überrascht fest, dass «the homo / hetero binary» wesentlich jüngeren Datums sei als bisher angenommen (Cocks 2006: 1211). All dies sprach für eine überfällige Historisierung der vornehmlich soziologisch und philosophisch gefassten Begriffe Heteronormativität und Heterosexualität, die nicht nur deren regulierende, sondern auch konstituierende Funktionen analysiert (Jackson 2006: 108–110).

HISTORISIERTE HETEROSEXUALITÄT (SEIT 1976)

Wenn Heterosexualität eine Norm ist, die durch Natur legitimiert wird und als Normalität funktioniert, dann entzieht sie sich grundlegend einer historischen Erfassung. Normalität funktioniert als naturalisierender, entpolitizierender und enthistorisierender Mythos. In den sexologischen Texten selbst hatten Geschichte und Ethnologie die Funktion, die Normalität der sexuellen Variation in Zeit und Raum auszubreiten. Die seit den 1970er Jahren geschriebene Geschichte der Sexualforschung hingegen wurde als vielleicht finales Kapitel der Aufklärung verfasst, als Befreiung der westlichen Zivilisation von religiösen Vorurteilen und gesellschaftlicher Doppelmoral. Das Leitmotiv von Edward Brechers explizit so genannter erster Geschichte der Sexualforschung war die «allmähliche Gesundung unserer Zivilisation von einer kräfteaubenden sexuellen Krankheit», als die er eben nicht Homosexualität, sondern Puritanismus und Viktorianismus kennzeichnete (Brecher 1971: 13). In diesem Sinne verfasste auch Paul Robinson eine Fortschrittsgeschichte der Sexualität, eine Befreiungsgeschichte der Triebe (Robinson 1976). Es war aber in der Tat Michel Foucaults «Histoire de la sexualité» aus den Jahren 1976 ff., die es überhaupt erst möglich machte, eine Geschichte der Heterosexualität zu verfassen. Foucault richtete

seine Schrift ja vor allem gegen jene «Repressionshypothese», die eine Unterdrückung der Sexualität durch den Viktorianismus behauptete, während er die Produktivität des viktorianischen Diskurses betonte, die Installation eines Apparates zur Produktion von Diskursen über den Sex, eine erfindungsreiche Spezifizierung und Typologisierung, die sexuelle Identitäten überhaupt erst konstituierte (Foucault 1977: 35).

Eine erste eigenständige, historisch gesättigte Theorie der Heterosexualität leistete im Anschluss an Foucault der amerikanische Historiker Lawrence Birken, wenn er in einer brillanten Analyse konstatierte, dass um 1900 eine neue intellektuelle Kultur entstanden sei, die Sexualität nicht mehr auf die Fortpflanzung bezog, sondern zwischen hetero- oder homosexueller Präferenz unterschied. Entscheidend sei in den transatlantischen Gesellschaften das Subjekt-Objekt Verhältnis geworden, «consumer choices» (Birken 1988: 92). In Konkurrenz zum Primat des ökonomisch und sexuell produktiven Körpers trat zum *fin de siècle* der ökonomisch und sexuell konsumierende Körper. Aus dessen Sicht gab es nur die Befriedigung oder Nicht-Befriedigung seiner Wünsche. Die Gesellschaft bestehe danach aus souveränen, wünschenden, konkurrierenden und idiosynkratischen Subjekten (Birken 1988: 25–26, 31–35). Auch Jonathan Katz deutete in seiner Geschichte der Heterosexualität das spätviktorianische Zeitalter als durch das Entstehen einer Konsumökonomie geprägt, bei der das «reproductive ideal» durch eine «different-sex pleasure ethic» ersetzt worden sei (Katz 1995: 19, 90). In Birkens Geschichte folgt auf die «männlich-weiblich Ideologie» des 18. und 19. Jahrhunderts eine egalitäre Ideologie von Konsumenten, die unter der einen Funktion des Begehrens vereint seien (Birken 1988: 132). Es waren danach die universelle Sexualisierung des Menschen als primär begehrendes Wesen und die Abtrennung der sexuellen Praxis vom reproduktiven Imperativ, die den besitzenden, arbeitenden und produktiven Mann als gesellschaftliches Ideal durch das prinzipiell geschlechtslose begehrende Geschöpf der Konsumgesellschaft ersetzbar machte. Wenn im sexologischen Diskurs Menschen nichts anderes als narzisstische und polymorph perverse Konsumierende sind, dann braucht die Gesellschaft auch keine Ordnung der Geschlechtsunterschiede. Die wirtschaftsliberal konstituierten transatlantischen Gesellschaften basieren seit dem frühen 20. Jahrhundert auf dem Versprechen des Begehrens, einer ökonomisch-sexuellen Logik, die selbst immer nur Begehren produziert. Aus Warenproduzenten, so bestimmt wiederum Zygmunt Bauman diesen Vorgang, wurden Warenkonsumenten, «deren Rolle im Sammeln von Lust – genauer: Erregung – besteht» (Bauman 1998: 20, 28–29; Birken 1988: 139–140, 142). Das Begehren, so lautete die neue Sexualmoral, kennt keine Unmoral oder Degeneration, sondern nur Variationen und polymorphe Perversität als eine Form variierter und individualisierter Lust. Der Konsum kennt prinzipiell

keine Amoralität, Sexualität ist in den transatlantischen Gesellschaften tendenziell konsensual-konsumistisch (Stoff 2008a; Birken 1988: 31-32, 48-52, 65-67). Die kapitalistische Ökonomie und die Begehrensökonomie gehören, so die Kulturwissenschaftlerin Rosemary Hennessy, zusammen; sie sind aber, und dies wäre ein politisches Projekt, durchaus dissoziierbar (Hennessy 2000; Jackson 2006: 111). Dem Dogma der monogamen Sexualität zu Reproduktionszwecken widersprach seit dem frühen 20. Jahrhundert der sexologische Diskurs vom prinzipiell wahlfreien sexuellen Konsum. Im Zuge dieser historischen Entwicklung wurde die Heterosexualität der ehelichen Fortpflanzungsgemeinschaft selbst erklärungsbedürftig. Für Bauman vollzog sich damit schlicht eine «erotische Revolution», die zum Entstehen einer «postmodernen Kultur» beigetragen habe (Bauman 1998: 20-29). In diesem Sinne sprach auch Anthony Giddens zu Beginn der 1990er Jahre von einer «plastic sexuality» als ein durch die Trennung von Fortpflanzung und Sexualität ermöglichtes flexibles und individualisiertes Begehren, das im Gegensatz zu den starren Binarismen der modernistischen Sexualordnung stehe (Giddens 1992: 27).

Dass diese Binarismen immer noch konstitutiv für die transatlantischen Gesellschaften des späten 20. Jahrhunderts seien, betonte hingegen Eve Kosofsky Sedgwick: Hetero- und Homosexualität seien untrennbar aufeinander bezogene Konzepte, die historisch gemeinsam im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aufgetreten seien; neben die Zuordnung zu einem entweder männlichen oder weiblichen Geschlecht sei eine die gesamte persönliche Existenz umfassende Identität der entweder Homo- oder Heterosexualität getreten; im 20. Jahrhundert habe es in den transatlantischen Gesellschaften kein Außerhalb der «homo / hetero definition» mehr gegeben; diese habe fortan als ein «presiding master term» gedient (Sedgwick, 1994: 11). Die Dekonstruktion des Binarismus von Hetero- und Homosexualität prägte in den 1990er Jahren und im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts die sozialwissenschaftliche und historische Auseinandersetzung mit Sexualitäten. Eine *Queer Theory*, so formulierte Annamarie Jagose dies programmatisch, müsse den Modellen einer in Heterosexualität aufgehobenen Stabilität von chromosomalem Geschlecht, Gender und sexuellem Begehren widerstehen und sich mit deren Nichtübereinstimmungen auseinandersetzen (Jagose, 1996: 16-17, Brickell 2006: 426). Der Historiker Jonathan Katz, der bereits seit Mitte der 1970er Jahre wichtige Beiträge zur Geschichte der Homosexualität geliefert hatte, fokussierte seine 1995 erschienene pionierhafte Geschichte der Heterosexualität entsprechend auf die Dekonstruktion der «hetero-homo dichotomy» (Katz 1995: 6-7). Grundsätzlich ging es Katz darum, die Mythen der naturgegebenen Heterosexualität des Menschen zu destabilisieren, die Heterosexualität mit den Imperativen der Fortpflanzung, der Geschlechtertrennung und mannweiblicher Anziehung verbanden: Heterosexualität sei eine

bestimmte historische Ausgestaltung der Geschlechter und ihrer Lüste; die heterosexuelle Ethik und der Glaube an eine ewige Heterosexualität gebe es erst seit den 1920er Jahren (Katz 1995: 14). Historiografisch müsse danach zwischen einer präheterosexuellen und einer heterosexuellen Zeit, zusammengefügt durch eine Übergangsphase im spätviktorianischen Zeitalter, unterschieden werden (Katz 1990).

Foucault hatte es obsolet gemacht, nach der Heterosexualität in allen Zeiten und allen Kulturen zu forschen, etwa die Heterosexualität der Römer und der Trobrianden zu untersuchen. Eine Geschichte der Sexualitäten ist notwendigerweise Diskursgeschichte. Es gebe, um wiederum auf Jacques Derridas Konzept der Dekonstruktion zurückzugreifen, keine Heterosexualität vor dessen diskursiver Signifizierung. Die «Dekonstruktion der Identität» liegt der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Homo- und Heterosexualität seit den 1980er Jahren zugrunde (Butler 1991: 218). Eine Geschichte der Heterosexualität kann deshalb erst ab dem späten 19. Jahrhundert und nicht außerhalb der transatlantischen Gesellschaften geschrieben werden. Katz selbst war in seinem ersten Aufsatz zur Heterosexualität, der 1990 in der «Socialist Review» erschien, noch zurückhaltend und sprach durchaus von «heterosexual experience or behavior». Allerdings habe die Erfindung des Konzeptes «Heterosexualität» dafür gesorgt, dass Männer und Frauen mit einem «profound, sure sense of normalcy» Lust empfunden hätten. In seiner Monografie sollte er dann jedoch einen deutlich diskurshistorischen Standpunkt einnehmen: eine Geschichte der Heterosexualität könne nicht vor das Jahr 1869 zurückreichen (Katz 1990; Katz 1995: 10). Diese Ausrichtung auf eine Diskursgeschichte der Sexualitätskonzepte und der politischen Auseinandersetzung in den transatlantischen Gesellschaften, vor allem in Nordamerika, Deutschland und Großbritannien, hat aber sicherlich den Fokus zu sehr verengt. In der Tat ist etwa die koloniale und postkoloniale Geschichte der Heterosexualisierung ein Forschungsdesiderat. In den wenigen entsprechenden Studien wird zudem auch auf ein ahistorisches Konzept der Heterosexualität zurückgegriffen oder die notwendigerweise dekonstruktive Lesart von «Heterosexualität» durch das kritische Konzept der «Heteronormativität» ersetzt. In Marc Epprechts Studie «Heterosexual Africa» wird z.B. «Heterosexualität» gar nicht erläutert und selbstverständlich, d.h. ohne begriffliche Herausarbeitung negativ als «heterosexist mindset» und «homophobic and heterosexist European intellectual traditions» denotiert (Epprecht 2008: 17, 27). Georg Klauda wiederum verbindet die Verbreitung einer Heteronormativität mit dem Kolonialismus als eine verspätete Entwicklung der Normierung und Normalisierung, die auch als ein Ende der Ambiguität, so wiederum Thomas Bauer, bezeichnet werden könne (Bauer 2011; Klauda 2008). Es steht also an, nach dem politischen, soziologischen, philosophischen

und literaturwissenschaftlichen Streit über den Heterosexismus die historische Analyse zu vertiefen. Wie wurden die transatlantischen Gesellschaften heterosexuell oder «straight» (Canaday 2009; Blank 2012)? Zumindest die Geschichte der Institutionalisierung und Ikonografisierung der Heteronormativität ist dabei in der amerikanischen Geschichtsschreibung für die Nachkriegsjahre auf innovative Weise geleistet worden (Ingraham 2008; Lewis 2010).

Eine etwas einseitige Lektüre sexologischer Texte des frühen 20. Jahrhunderts und der *Queer Theory* des frühen 21. Jahrhunderts könnte den Anschein erwecken, als wenn die Dekonstruktion von Geschlecht und Heterosexualität nicht nur vernünftig, sondern auch unaufhaltsam sei. Der anhaltende Streit um die «Homo-Ehe», die juristische Fixierung heterosexueller Privilegien, die kulturelle Produktivität in Bezug auf romantische Paarbeziehungen von Mann und Frau sowie schließlich die aggressive Politik der Geschlechtersegregation und -separation religiöser Fundamentalisten zeigen jedoch, wie nachhaltig Heteronormativität wirkt.

Heterosexualität war eine Ende des 19. Jahrhunderts im sexualpathologischen Diskurs eingeführte Norm, um gleichgeschlechtliche Liebe analysierbar zu machen. Diesem Konzept wohnte dabei trotz der fundamentalen Bedeutung der Inversionstrophe eine starke Tendenz der Auflösung eines strikten Geschlechterdimorphismus einerseits und der Kohärenz von Geschlechtstrieb und biologischem Geschlecht andererseits inne. Die Norm normalisierte sich zu einer von vielen Möglichkeiten des Begehrens. In der sexualreformerischen Debatte des frühen 20. Jahrhunderts wurde Heterosexualität zu einem Konzept der Reform der Geschlechterverhältnisse in der vom Primat der Fortpflanzung befreiten sexualisierten Ehe. Die sexologische Verfassung eines Kontinuums der Triebe sowie die ausdauernde kulturelle Arbeit, Intimität zwischen Männern und Frauen zu ermöglichen, prägen das heterosexuelle Projekt seit den 1950er Jahren. Im feministischen Diskurs des letzten Drittels des 20. Jahrhundert hat sich jedoch die Bedeutung von Heterosexualität dramatisch ins Negative verschoben; Heterosexualität erscheint vor allem als ein Unterdrückungsinstrument, als eine Institution des Ausschlusses gesellschaftlich nicht erwünschten Begehrens.

Während sich dabei Heterosexualität von der Norm des Gewöhnlichen, das nicht benannt werden muss, in eine umstrittenen Kategorie verwandelt hat, die allerdings kaum als Identifikationsmerkmal jenseits von behördlichen und wissenschaftlichen Befragungen taugt, steht eine tiefgreifende Historisierung des Konzeptes, die helfen könnte, nicht nur Gender Studies und Sexualitätengeschichte, sondern auch Sozial- und Kulturgeschichte neu zu verstehen, trotz einiger aufklärender Studien noch aus.

LITERATURVERZEICHNIS

- Adams, Mary Louise (1997): *The Trouble With Normal*. Toronto
- Allyn, David (2001): *Make Love, Not War*. New York
- Anonym (1917): Operative Behandlung der Homosexualität, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 1917, S. 189-190
- Bänziger, Peter Paul u.a. (Hg.) (2010): *Fragen Sie Dr. Sex!* Berlin
- Bauer, Thomas (2011): *Die Kultur der Ambiguität*. Berlin
- Bauman, Zygmunt (1998): Über den postmodernen Gebrauch der Sexualität, in: Schmidt / Strauß 1998, S. 17-35
- Becker, Ruth / Kortendieck, Beate (Hg.) (2008): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. 2. erw. und akt. Aufl. Wiesbaden
- Birken, Lawrence (1988): *Consuming Desire*. Ithaca
- Bland, Lucy (1995): *Banishing the Beast*. New York
- Blank, Hanne (2012): *Straight*. Boston
- Bornemann, Ernest (1975): *Das Patriarchat*. Frankfurt/M.
- Boursicaut, Hélène (2010): Splendeurs et misères de quelques homos, hétéros et autres animaux: Comme des lapins de Ralf König ou la comédie de mœurs façon BD, in: *Germanica* 9/2010. <http://germanica.revues.org/1127> (13.2.2013)
- Brecher, Edward M. (1971): *Vom Tabu zum Sex-Labor*. Reinbek
- Brickell, Chris (2006): Sexology, the Homo / Hetero Binary, and the Complexities of Male Sexual, in: *Sexualities* 4 / 2006, S. 423-447
- Brunotte, Ulrike / Herr, Rainer (Hg.) (2008): *Männlichkeiten und Moderne*. Bielefeld
- Bruns, Claudia (2008): *Politik des Eros*. Köln, Weimar
- Bruns, Claudia / Walter, Tilmann (Hg.) (2004): *Von Lust und Schmerz*. Köln, Weimar
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht*. Berlin
- Canaday, Margot (2009): *The Straight State*. Princeton
- Caplan, Patricia (Hg.) (1987): *The Cultural Construction of Sexuality*. London, New York
- Chodorow, Nancy J. (1992): Heterosexuality as a Compromise Formation: Reflections on the Psychoanalytic Theory of Sexual Development, in: *Psychoanalysis and Contemporary Thought* 3/1992, S. 267-304
- Clell, Stanley (1981): *Pursuits of Happiness*. Harvard
- Cocks, Harry G. (2006): Modernity and the Self in the History of Sexuality, in: *Historical Journal* 4/2006, S. 1211-1227
- Collins, Marcus (2003): *Modern Love*. London
- Connell, Robert (1999): *Der gemachte Mann*. Opladen
- Conze, Werner (Hg.) (1976): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart

- Davidson-Nielsen, Hans u.a. (2004): Carl Værnet – Der dänische SS-Arzt im KZ Buchenwald. Wien
- Dörner, Klaus (1966): Die sexuelle Partnerschaft in der Industriegesellschaft: Zu einer kritischen Soziologie der Sexualität, in: Soziale Welt 4/1966, S. 329-345
- Dubinsky, Karen (1999): The Second Greatest Disappointment. New Brunswick
- Dubinsky, Karen (2012): Heterosexuality goes Public: The Postwar Honeymoon, in: Fitzgerald / Rayter, S. 349-359
- Eder, Franz X. (2011): Ideale Vergattung – Populärwissenschaftlicher Sexualdiskurs und Bildtechniken der Selbstführung (1910er bis 1960er Jahre), in: Keller / Meuser 2011, S. 129-162
- Edwards, Tim (2006): Cultures of Masculinity. New York
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Frankfurt/M.
- Epprecht, Marc (2008): Heterosexual Africa. Athens
- Fausto-Sterling (2000): Sexing the Body. New York
- FitzGerald, Maureen / Rayter, Scott (Hg.) (2012): Queerly Canadian. Toronto
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.
- Fout, John C. (1992a): Sexual politics in Wilhelmine Germany. The male gender crisis, moral purity and homophobia, in: Fout 1992b, S. 259-292
- Fout, John C. (Hg.) (1992b): Forbidden History. Chicago
- Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Leipzig, Wien
- Freud, Sigmund (1969a): Die Weiblichkeit (1933), in: Freud 1969b, S. 544-565
- Freud, Sigmund (1969b), Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- Gerhard, Jane (2000): Revisiting «The Myth of the Vaginal Orgasm». Thirty Years Later: The Female Orgasm in American Sexual Thought and Second Wave Feminism, in: Feminist Studies 2/2000, S. 449-476
- Giddens, Anthony (1992): The Transformation of Intimacy. Cambridge
- Groß, Dominik / Müller, Sabine / Steinmetzer, Jan (Hg.) (2008): Normal – anders – krank? Berlin
- Grossmann, Atina (1995): Reforming Sex. New York, Oxford
- Haeberle, Erwin J. (1985): Die Sexualität des Menschen. 2. erw. Aufl. Berlin, New York
- Haeberle, Erwin J. (1994): Bisexualität in der «Zeitschrift für Sexualwissenschaft» (1908-1932)», in: Haeberle / Gindorf 1994, S. 153-156
- Haeberle, Erwin J. / Gindorf, Rolf (Hg.) (1994): Bisexualitäten – Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. Stuttgart
- Haire, Norman (1930): Sexual Reform Congress, 8.-14.4.1929. London
- Hark, Sabine (2008): Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen, in: Becker / Kortendieck 2008, S. 108-115

- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der «Geschlechtscharaktere» – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze 1976, S. 363-393
- Hauser, Renate (1994): Krafft-Ebing's psychological understanding of sexual behaviour, in: Porter / Teich, 1994, S. 210-227
- Hennessy, Rosemary (2000): Profit and Pleasure. New York
- Herrn, Rainer (2008): Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos: Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit, in: Brunotte / Herrn 2008, S. 173-196
- Herzer, Manfred (1992): Magnus Hirschfeld. Frankfurt/M., New York [2. Überarb. Aufl. Hamburg 2001]
- Herzog, Dagmar (2005a): Sex after Fascism. Princeton (dt.: Herzog, Dagmar (2005b): Die Politisierung der Lust. München)
- Max Hirsch, Über Ziel und Wege frauenkundlicher Forschung, in: Archiv für Frauenkunde 1, (1915), S. 1-13.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Frankfurt/M.
- Hirschfeld, Magnus (1914): Die Homosexualität des Mannes und des Weibes. Berlin
- Hirschfeld, Magnus (1926): Geschlechtskunde. 1. Band: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart
- Holzer, Horst (1969): Sexualität und Herrschaft. Anmerkungen zum Problem der repressiven Entsublimierung, in: Soziale Welt 3 / 1969, S. 304-328
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Frankfurt/M., New York
- Illouz, Eva (1997): Consuming the Romantic Utopia. Berkely, Los Angeles
- Interdisziplinäre Frauenforschungsstelle (Hg.) (1990): Liebes- und Lebensverhältnisse. Frankfurt/M.
- Ingraham, Chrys (1994): The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender, in: Sociological Theory 2/1994, S. 203-219
- Ingraham, Chrys (1999): White Weddings. New York
- Ingraham, Chrys (Hg.) (2005): Thinking Straight. New York
- Ingraham, Chrys (2008): White Wedding, zweite überarbeitete und illustrierte Ausgabe. New York
- Jackson, Margaret (1984): Sex research and the construction of sexuality: A tool of male supremacy? in: Women's Studies International Forum 1/1984, S. 43-51
- Jackson, Margaret (1987): Facts of life or the eroticization of women's oppression? Sexology and the social construction of heterosexuality, in: Caplan 1987, S. 52-81
- Jackson, Stevi (1999): Heterosexuality in Question. London, Thousand Oaks, New Delhi
- Jackson, Stevi (2006): Gender, sexuality and heterosexuality. The complexity (and limits) of heteronormativity, in: Feminist Theory 2006/1, S. 105-121.
- Jagose, Annamarie (1996): Queer Theory. Dunedin (dt.: Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Berlin)
- Jeffries, Sheila (1991): Anticlimax. New York

- Juliusburger, Otto (1910): Zur Psychologie der Organgefühle und Fremdheitsgefühle, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 1/1910, S. 230-241
- Katz, Jonathan Ned (1990), The Invention of Heterosexuality, in: Socialist Review 1990, S. 17-34
- Katz, Jonathan Ned (1995): The Invention of Heterosexuality. New York
- Katz, Jonathan (2007): The Invention of Heterosexuality. Neuaufl. Chicago
- Keller, Reiner / Meuser, Michael (Hg.) (2011): Körperwissen Wiesbaden
- Kinsey, Alfred C. / Pomeroy, Wardell B. / Martin, Clyde E. (1970): Das sexuelle Verhalten des Mannes. Frankfurt/M.
- Kitzinger, Celia / Wilkinson, Sue (1993a): Theorizing Heterosexuality, in: Kitzinger / Wilkinson 1993b, S. 1-32
- Kitzinger, Celia / Wilkinson, Sue (Hg. (1993b), Heterosexuality, London, Thousand Oaks, New Delhi
- Klauda, Georg (2008): Die Vertreibung aus dem Serail. Hamburg
- Klautke, Egbert (2004): Rassenhygiene, Sozialpolitik und Sexualität. Ehe- und Sexualberatung in Deutschland 1918-1945, in: Bruns / Walter, 2004, S. 293-312
- Klöppel, Ulrike (2010): XX0XY ungelöst. Bielefeld
- Krafft-Ebing, Richard v. (1877): Ueber gewisse Anomalien des Geschlechtstriebes und die klinisch-forensische Verwerthung derselben als eines wahrscheinlich functionellen Degenerationszeichens des centralen Nervensystems, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 2/1877, S. 291-312
- Krafft-Ebing, Richard v. (1886): Psychopathia sexualis. Stuttgart
- Krafft-Ebing, Richard v. (1894): Psychopathia sexualis. 9. Aufl. Stuttgart
- Landweer, Hilge (1990): Sexualität als Ort der Wahrheit? Heterosexuelle Normalität und Identitätszwang, in: Interdisziplinäre Frauenforschungsstelle 1990, S. 83-100
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Frankfurt/M.
- Leunbach, Jonathan Hoegh von (1929): Bedeutung, Zweck & Technik der Geburtenregelung, in: Riese / Leunbach 1929, S.149-174
- Lewis, Carolyn Herbst (2010): Prescription for Heterosexuality. Chapel Hill
- Lindsey, Ben B. / Evans, Wainwright (1928): Die Kameradschaftsehe. Leipzig
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wiesbaden
- Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Frankfurt/M.
- Maranón, Gregorio (1931): Sécrétion interne, in: Steiner 1931, S. 199-215
- Martschukat, Jürgen (Hg.) (2002): Geschichte schreiben mit Foucault. Frankfurt/M., New York
- Martschukat, Jürgen (2013): Die Ordnung des Sozialen. Frankfurt/Main, New York
- McDaniel, Patricia (2001): Shrinking Violets and Caspar Milquetoasts: Shyness and Heterosexuality from the Roles of the Fifties to The Rules of the Nineties, in: Journal of Social History 3/2001, S. 547-568

- Mehlmann, Sabine (2006): Unzuverlässige Körper. Königstein
- Meyerowitz, Joanne (1994): Not June Cleaver. Philadelphia
- Micheler, Stefan (2000): Der Sexualitätsdiskurs in der deutschen Studierendenbewegung der 1960er Jahre, in: Zeitschrift für Sexualforschung 1/2000, S. 1-39
- Mildenberger, Florian (2002): Verjüngung und «Heilung» der Homosexualität: Eugen Steinach in seiner Zeit, in: Zeitschrift für Sexualforschung 4 / 2002, S. 302-322
- Mildenberger, Florian (2006): Günter Dörner – Metamorphosen eines Wissenschaftlers, in: Setz 2006, S. 237-272
- Mildenberger, Florian (2008): Der Diskurs über männliche Homosexualität in der deutschen Medizin von 1880 bis heute, in: Groß / Müller / Steinmetzer 2008, S. 81-112
- Mitscherlich, Alexander (Hg.) (1969): Sigmund Freud. Studienausgabe. Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folge. Band 1. Frankfurt/M.
- Moll, Albert (1891): Die Conträre Sexualempfindung. Berlin
- Moll, Albert (1898): Untersuchungen über die Libido Sexualis. Band 1. Berlin
- Morgenthaler, Fritz (1984): Homosexualität, Heterosexualität, Perversion. Frankfurt/M., Paris
- Näcke, Paul (1913a): Einiges zur Lehre von der Homosexualität und speziell ihrer Ätiologie, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 1/1913, S. 537-563
- Näcke, Paul (1913b): Die gerichtliche Medizin und die Homosexualität, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten 1/1913, S. 322-329
- Neugebauer, Franciszek Ludwik (1898): Fälle von Verdoppelung der äusseren Geschlechtsteile, in: Monatsschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie 6/1898, S. 645-659
- Oosterhuis, Harry (2012): Sexual Modernity in the Works of Richard von Krafft-Ebing and Albert Moll, in: Medical History 2/2012, S. 133-155
- Oudshoorn, Nelly (1994): Beyond the Natural Body. London, New York
- Pasero, Ursula / Braun, Friederike (Hg.) (1999): Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht. Opladen, Wiesbaden
- Patzel-Mattern, Katja (2000): Schöne neue Körperwelt? Der menschliche Körper als Erlebnisraum des Ich, in: Wischermann / Haas, S. 65-84
- Pearson, Wendy Gay / Hollinger, Veronica / Gordon, Joan (Hg.) (2008): Queer Universes. Liverpool
- Pethes, Nicolas / Schicktan, Silke (Hg.) (2008), Identität, Lust, Reproduktion. Frankfurt/M., New York
- Phillips, Sarah Rengel (1991): The Hegemony of Heterosexuality: A Study of Introductory Texts, in: Teaching Sociology 4/1991, S. 454-463
- Pillai, Nicolas (2012): The happy Couple : American Marriages in Hollywood Films 1934-1948. University of Warwick. http://wrap.warwick.ac.uk/50024/1/WRAP_THESIS_Pillai_2012.pdf (24.3.2013)
- Porter, Roy / Teich, Mikuláš (Hg.) (1994): Sexual Knowledge, Sexual Science. Cambridge

- Preciado, Beatriz (2011): *Architektur, Sexualität und Multimedia im Playboy*. Berlin
- Putz, Christa (2011): *Verordnete Lust*. Bielefeld
- Raffalovich, Marc-André (1895): *Die Entwicklung der Homosexualität*. Berlin
- Rattner, Josef (1964): Das Problem der Homosexualität, in: *Zeitschrift für Präventivmedizin* 1/1964, S. 160-166
- Reiter, Rayana (Hg.) (1975): *Towards an Anthropology of Women*. New York. London
- Rentmeister, Cäcilia (1976): Berufsverbot für die Musen, in: *Ästhetik und Kommunikation*, 25/1976, S. 92-112
- Rich, Adrienne, *Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence*, in: *Signs* 4/1980, S. 631-660
- Riese Hertha / Leunbach, Jonathan Hoegh von (Hg.) (1929): *Sexual Reform Congress, Copenhagen 1.-5. VII. 1928*, Copenhagen. Leipzig
- Robinson, Paul (1976): *The Modernization of Sex*. Ithaca
- Roedig, Andrea (2001): Über ein «Spiel der Geschlechter» ist mir nichts bekannt ... Im Mai dieses Jahres war Judith Butler zwei Wochen lang Gast der American Academy in Berlin. Per E-mail beantwortete sie einige Fragen zum neuesten Stand der Queer-Bewegung, in: *Freitag*, 31. August 2001, S.18
- Rubin, Gayle (1975): *The Traffic in Women: Notes on the «Political Economy» of Sex*, in: *Reiter* 1975, S. 157-210
- Runte, Annette / Werth, Eva (Hg.) (2007): *Feminisierung der Kultur? Würzburg*
- Russett, Cynthia Eagle (1989): *Sexual Science*. Cambridge, London
- Schmidt, Gunter (2004): *Das neue Der Die Das*. Gießen
- Schmidt, Gunter / Strauß, Bernhard (Hg.) (1998): *Sexualität und Spätmoderne*. Stuttgart
- Schröter, Michael (2003): Fliess versus Weininger, Swoboda and Freud: the plagiarism conflict of 1906 assessed in the light of the documents, in: *Psychoanalysis and History* 2/2003, S. 147-173
- Schwarzer, Alice (1975): *Der «kleine Unterschied» und seine großen Folgen*. Frankfurt/M.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1994): *Epistemology of the Closet*. London
- Segal, Lynne (1994): *Straight Sex*, Berkeley. Los Angeles
- Seidman, Steven (2005): From Polluted Homosexual to the Normal Gay: Changing Patterns of Sexual Regulation in America, in: *Ingraham* 2005, S. 39-62
- Sengoopta, Chandak (1998): Glandular politics. *Experimental Biology, Clinical Medicine, and homosexual emancipation in Fin-de-Siècle Central Europe*, in: *Isis* 3/1998, S.445-473
- Sengoopta, Chandak (2000): *Otto Weininger*. Chicago
- Sengoopta, Chandak (2006): *The Most Secret Quintessence of Life*. London
- Setz, Wolfram (H.) (2006): *Homosexualität in der DDR*. Hamburg
- Sigusch, Volkmar (2012): The sexologist Albert Moll – between Sigmund Freud and Magnus Hirschfeld, in: *Medical History* 2/2012, S. 184-200

- Soden, Kristina von (1988): *Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933*. Berlin
- Stegan, Carus (1930): Zurück zur vollschlanken Frau. Eine kulturbiologische Betrachtung, in: *Die Aufklärung* 1930, S. 213-215
- Steinach, Eugen (1912): Willkürliche Umwandlung von Säugetiermännchen in Tiere mit ausgeprägt weiblichen Geschlechtscharakteren und weiblicher Psyche, in: *Pflügers Archiv* 3-4/1912, S. 71-108
- Steinach, Eugen (1920a): Künstliche und natürliche Zwitterdrüsen und ihre analogen Wirkungen. Drei Mitteilungen, in: *Archiv für die Entwicklungsmechanik der Organismen* 1/1920, S. 12-28
- Steinach, Eugen (1920b): Histologische Beschaffenheit der Keimdrüse bei homosexuellen Männern, in: *Archiv für die Entwicklungsmechanik der Organismen* 1 / 1920, S. 29-37
- Steinach, Eugen / Lichtenstern, Robert (1918): Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen, in: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 1918, S. 145-148
- Steiner, Herbert (1931): *Sexualnot und Sexualreform, Verhandlungen der Weltliga für Sexualreform. IV. Kongreß. Abgehalten zu Wien vom 16. bis 23. September 1930*. Wien
- Stöcker, Helene (1905): Zur Reform der sexuellen Ethik, in: *Mutterschutz* 1 / 1905, S.1-12
- Stöcker, Helene (1930): Die Ehe als Psychologisches Problem, in: *Haire* 1930, S. 95-104
- Stoff, Heiko (1999): Vermännlichung und Verweiblichung. Wissenschaftliche und utopische Experimente im frühen 20. Jahrhundert, in: *Pasero / Braun* 1999, S. 47-62
- Stoff, Heiko (2002): Der Orgasmus der Wohlgeborenen. Die sexuelle Revolution, Eugenik, das gute Leben und das biologische Versuchslabor, in: *Martschukat* 2002, S. 170-192
- Stoff, Heiko (2004): *Ewige Jugend*. Köln, Weimar
- Stoff, Heiko (2008a): Identität und Differenz. Diskursgeschichte der Sexualität zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in: *Pethes / Schicktanz* 2008, S. 27-44
- Stoff, Heiko (2008b): Hormongeschichten. Wie sie in den Jahren 1928 bis 1954 von den Wissenschaftsjournalisten Walter Finkler und Gerhard Venzmer erzählt wurden, in: *Zeitenblicke* 3/2008. <http://www.zeitenblicke.de/2008/3/stoff/dippArticle.pdf> (5.2.2013)
- Storms, Michael D. (1980): Theories of Sexual Orientation, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 5/1980, S. 783-792
- Sulloway, Frank J. (1979): *Freud, Biologist of the Mind*. New York
- Sutton, Katie (2011): *The Masculine Woman in Weimar Germany*. Oxford, New York
- Terry, Jennifer (1999): *An American Obsession*. Chicago
- Theweleit, Klaus (1998a): *Salzen & Entsalzen. Wechsel in den sexuellen Phantasien einer Generation*, in: *Theweleit* 1998b, S. 101-159
- Theweleit, Klaus (1998b): *Ghosts*. Frankfurt/M., Basel
- Vinnai, Gerhard (1977): *Das Elend der Männlichkeit*. Reinbek
- Van de Velde, Theodoor (1926): *Die vollkommene Ehe*. Locarno

- Vollmer, Hartmut (1998): *Liebes(ver)lust*. Oldenburg
- Voß, Heinz-Jürgen (2010): *Making Sex revisited*. Bielefeld
- Voswinckel Ulrike (2009): *Freie Liebe und Anarchie*. München
- Walter, Tilmann (1999): Plädoyer für die Abschaffung des Orgasmus. Lust und Sprache am Beginn der Neuzeit, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 1/1999, S. 25-49
- Weber, Philipp (2008): *Der Trieb zum Erzählen*. Bielefeld
- Westphal, Carl Friedrich Otto (1869): Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 2/1869, S. 73-108
- Willey, Angela (2006): «Christian Nations», «Polygamic Races» and Women's Rights: Toward a Genealogy of Non/Monogamy and Whiteness, in: *Sexualities* 5/2006, S. 530-546
- Wischermann, Clemens / Haas, Stefan (2000): *Körper mit Geschichte*. Stuttgart
- Wittig, Monique (1980): The Straight Mind, in: *Feminist Issues* 1/1980, S. 103-111
- Worthington, Roger L. u.a. (2002): Heterosexual identity development. A multidimensional model of individual and social identity, in: *The Counseling Psychologist* 4 / 2002, S. 497-531

GERT HEKMA

SODOMIE – UNMÄNNLICHKEIT – KNABENLIEBE

MALE SAME-SEXUAL PRACTICES AND IDENTIFICATIONS IN OCCIDENTAL SOCIETIES

ABSTRACT

The views of de Sade on anal sexuality, of Ulrichs on effeminacy and of «Der Eigene» on pederasty precede the ideology of the contemporary gay movement but starkly differ from that perspective because they give prominence to themes that are nowadays decried as being «prejudicial». The author discusses the meaning of these transgressions of sexual, gender and age themes and wonders about the rigidity of modern articulations of «straight acting gays».

INTRODUCTION

Same-sexual practices and identifications have a long history in Europe.¹ There have been scattered defenses in the period before 1800 but they became more general after 1850. The most famous authors have been de Sade at the end of the

¹ Before reading this article, it is important to note that the author's expertise is on the modern, contemporary period, especially the Netherlands, which follows a slightly different road of homosexual emancipation than other European countries, or the US. In a sense it was more «advanced» allowing gays and lesbians in the military since 1973, and in 2001 being the first country to introduce same-sex marriage. The same is true with the (extreme) right wing embracing gay emancipation, a novelty of openly gay, right wing leader Pim Fortuyn, also in 2001. While he said the Dutch should be strong on issues of (homo)sexual emancipation facing ethnic groups that are conservative on this topic (Moroccans and Turks, so Muslims, being targeted), right wing leaders who came after his murder in 2002 (Hirsi Ali, Verdonk, Wilders) often made explicit their Islamophobia in this line of argumentation, rejecting Muslims because their assumed sexism and homophobia. This was a novelty of Dutch politics to oppose «gay» and «Muslim» that made its way to other countries (see Hekma 2002, 2011).